

Aus Politik und Zeitgeschichte

Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament

Antonia Grunenberg

Entgrenzung und Selbstbeschränkung

Zur Literatur der DDR in den achtziger Jahren

Alexander von Bormann

Kulturelle Affinität oder Diskulturalität?

Wechselwirkungen in der Literaturentwicklung beider deutscher Staaten

Werner Rossade

Gesellschaft und Kultur in der DDR

Politik, Kulturtheorie und Kulturmuster im Realsozialismus

B 40-41/87
3. Oktober 1987

Antonia Grunenberg, Dr. phil., geb. 1944, Privatdozentin für Politische Wissenschaft an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen.

Veröffentlichungen u. a.: Die gespaltene Identität. Gesellschaftliches Doppelleben in der DDR, in: W. Weidenfeld (Hrsg.), Die Identität der Deutschen, Bonn—München—Wien 1983; Reise in den Traum. Vier Schriftsteller der DDR (Klaus Schlesinger, Christoph Hein, Barbara Honigmann, Monika Maron), Drehbuch, WDR 1985; Ein Volk steht im Streß. Zwischen Fortschritt und industrieller Modernisierung (I), in: DIE ZEIT vom 28. März 1986; Nichts ist mehr gültig. Der sozialistische Realismus ist out — alles ist erlaubt (II), in: DIE ZEIT vom 4. April 1986; „Eine Lust an der Zerstörung“. Heiner Müllers Umgang mit Fortschrittsglauben und Geschichtsoptimismus, in: GDR Culture and Society, no. 5, New York 1985; Der Skandal. Eine Weimarer Geschichte, in der Reihe: Weimarer Geschichten, Drehbuch, WDR 1985.

Alexander von Bormann, Dr. phil., geb. 1936; Studium der Germanistik, klassischen Philologie und Philosophie in Tübingen, Göttingen und Berlin; seit 1971 Inhaber des Lehrstuhls für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität von Amsterdam; verschiedene Gastprofessuren.

Veröffentlichungen u. a.: Natura loquitur. Naturpoesie und emblematische Formel bei Joseph von Eichendorff, Tübingen 1968; Vom Laienurteil zum Kunstgefühl. Texte und Kommentare zur deutschen Geschmacksdebatte im 18. Jahrhundert; Tübingen 1974; (Hrsg.) Deutsche Literatur — eine Sozialgeschichte, Bd. 9., Reinbek 1983; (Hrsg.) Die Erde will ein freies Geleit. Deutsche Naturlyrik aus sechs Jahrhunderten, Frankfurt 1984; verschiedene Aufsätze zur Literatur des 16. bis 20. Jahrhunderts.

Werner Rossade, Dr. phil., geb. 1930; Studium neuerer Sprachen, der Philosophie und Kulturwissenschaft. Tätigkeit in Ost-Berlin an der Humboldt-Universität, in einem Wissenschaftsverlag und im Institut für internationale Politik und Wirtschaft; seit 1975 in München; Forschungsprojekte an der Universität München und der Freien Universität Berlin; Lehraufträge an der Freien Universität Berlin und der Ruhr-Universität Bochum; derzeit Mitarbeit an einem Projekt am Fachbereich Politische Wissenschaft der Freien Universität Berlin.

Veröffentlichungen u. a.: Literatur im Systemwandel. Bern—Frankfurt 1982; Sport und Kultur in der DDR, München 1987 (im Erscheinen); zahlreiche Beiträge in Fachzeitschriften und Sammelbänden.



ISSN 0479-611 X

Herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung, Berliner Freiheit 7, 5300 Bonn 1.

Redaktion: Rüdiger Thomas (verantwortlich), Dr. Ludwig Watzal, Dr. Klaus W. Wippermann.

Die Vertriebsabteilung der Wochenzeitung DAS PARLAMENT, Fleischstraße 62—65, 5500 Trier, Tel. 06 51/4 60 40, nimmt entgegen

- Nachforderungen der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“;
- Abonnementsbestellungen der Wochenzeitung DAS PARLAMENT einschließlich Beilage zum Preis von DM 14,40 vierteljährlich, Jahresvorzugspreis DM 52,80 einschließlich Mehrwertsteuer; bei dreiwöchiger Kündigungsfrist zum Quartalsende;
- Bestellungen von Sammelmappen für die Beilage zum Preis von DM 6,50 zuzüglich Verpackungskosten, Portokosten und Mehrwertsteuer;
- Bestellungen von gebundenen Bänden der Jahrgänge 1983, 1984, 1985 und 1986 zum Preis von DM 25,— pro Jahrgang (einschl. Mehrwertsteuer) zuzügl. Versandkosten.

Die Veröffentlichungen in der Beilage „Aus Politik und Zeitgeschichte“ stellen keine Meinungsäußerung des Herausgebers dar; sie dienen lediglich der Unterrichtung und Urteilsbildung.

Entgrenzung und Selbstbeschränkung

Zur Literatur der DDR in den achtziger Jahren

„die wirklichkeit ist scharf umrandet,
ein geviert gleich der fußgrube vorm backofen
das hochgelobte leben hier und jetzt.“

Wulf Kirsten¹⁾

„Sprachlos vor Zorn erkannte ich die Untat, die das Denken der angewandten Realität an mir begangen hatte. Gelächter schüttelte mich, wenn ich daran dachte, wie ich jeden meiner Sätze, bevor ich ihn notierte, an die Wirklichkeit gehalten, wie ich versucht hatte, jedes Wort mit dieser Wirklichkeit zur Deckung zu bringen. Und wie ich daran gescheitert war, wie jeder Satz endlos meine Unfähigkeit abspiegelte, eine reale Existenz zu gewinnen, wie alle Wörter letzten Endes der Wirklichkeit fremd blieben.“

Wolfgang Hilbig²⁾

Zwei Arten, die Wirklichkeit zu beschreiben? Oder zwei Arten, sie zu erkennen?

Wulf Kirsten, Jahrgang 1934, ein bei uns bisher wenig bekannter Lyriker, besingt die Welt des Dorfes und der ländlichen Panoramen in ihrer eigenen Sprache. Es ist die Welt der kleinen Marktflecken mit ihren schiefergedeckten Häusern, der weitläufigen Wälder und der Hügelketten der dörflichen Familienbindungen und des ewigen Kreislaufs der Evolution, für die das Leben stets den Tod birgt – der Tod jedoch neues Leben möglich macht. Es ist eine Welt jenseits der Politik und der Kollektivierung, jenseits industrieller Massenviehhaltung und Pestizide versprühender Agrarflugzeuge. Der Autor fühlt sich in dieser Welt der einfachen Ordnung zu Hause. Er ist ihr Barde, der auch ihren Untergang besingt, einen Untergang, der von rationalistisch planenden Industriestrategen und politischen Propagandisten herbeigeführt wird. Das Gedicht „lebensspuren“, aus dem oben zitiert wurde, ist ein Klagegedicht:

„weit hinten versinken im dämmerlicht
die niemandsgehöfte heimatlichen dorfs.
das nichts hat gestalt angenommen,
wo keiner mehr die nesseln mäht.“

¹⁾ W. Kirsten, lebensspuren, in: ders., die erde bei meißnen. Gedichte. Leipzig 1986. S. 106.

²⁾ W. Hilbig, Der Brief, in: ders., Der Brief. Drei Erzählungen. Frankfurt/M. 1985, S. 120 f.

eine greisin zum kirchgang gerüestet,
der predigt zu lauschen mit ertaubten ohren.

die wirklichkeit ist scharf umrandet,
ein geviert gleich der fußgrube vorm backofen
das hochgelobte leben hier und jetzt.
vollmundig beuteln die sprechblasen,
herzensergießungen aus dem schlagwortschatz
von hurrajüngelchen: reklame lehrt leben.

die stille tropft wie blut aus einer wunde,
ein engel sieht die dreifältige sonne.
der sechsflüglige seraph kündigt vom tage,
vom heute gewesenenen tage und schlingert
mit schlagseite über die bruchstellen
deiner und meiner gestutzten biographie.“

In der Klage und im bitteren Vorwurf an die zerstörenden Kräfte wird festgehalten an der Fiktion der Einheit von Mensch und Natur als dem Kern unserer Kultur.

Bei Wolfgang Hilbig, Jahrgang 1941, ist die Erfahrung der Nicht-Identität und der „Versprengung“ (so der Titel seines bisher nur im Westen veröffentlichten zweiten Gedichtbands) des eigenen Ichs nicht Ergebnis eines von außen kommenden Zerstörungs- und Denaturierungsvorgangs, sondern Voraussetzung des literarischen Ichs³⁾. Ihm steht keine untergehende Welt mehr zur Verfügung, an die sich noch ein Traum von Sehnsucht hängen kann. Innere Voraussetzung des Schreibens ist die Unmöglichkeit, die uns umgebende Realität als Einheit zu erfassen oder zu erkennen. Hilbigs Prosa versucht, den Auflösungsprozeß des Ichs, den Vorgang des Zerfließens und der Versprengung naturwissenschaftlich genau aufzuzeichnen – die Anamnese einer Verwesung.

Beide Autoren verkörpern gegensätzliche Pole in der literarischen Szenerie der DDR der achtziger Jahre. Sie verkörpern dies durch ihre ästhetische Programmatik, ihre Lebensumstände und ihre schriftstellerische Existenz. Wulf Kirsten hat sparsam, aber doch kontinuierlich veröffentlicht – in seinem eigenen Land, in dem er auch seine Leser fand. Wolfgang Hilbig hat bis heute nur in der Bundesrepublik veröffentlicht. Der Kontakt mit seinen

³⁾ Ders., die versprengung. gedichte, Frankfurt/M. 1986, insbes. S. 44.

Lesern zu Hause blieb ihm weitgehend vorenthalten. Gegenwärtig lebt er in der Bundesrepublik. Ein Wanderer zwischen den Welten, vielleicht eine ihm angemessene, sicherlich keine bequeme Art des Lebens. Seine Situation ist die etlicher jüngerer Autoren, die literarisch in einem Niemandsland existieren und sich in ihren Werken der Entgrenzung widmen, dem Ausbruch, aber auch dem Verlust. Darauf werde ich später noch zu sprechen kommen. Soviel nur hier schon:

Neuer Umgang mit den Worten

Literatur der achtziger Jahre in der DDR kommt nicht aus ohne die Literatur von Schriftstellern aus der DDR im Westen. Diese ist gegenwärtig vielleicht ihr interessantester Teil, so paradox das aufs erste klingen mag. Dabei ist die kulturpolitische Situation in den achtziger Jahren beileibe nicht mehr so angespannt und so fest umrissen, daß es klare Verbote für Literaten und Literatur gäbe. Der „sozialistische Realismus“ ist längst einer Vielfalt von Stilrichtungen gewichen, hinter denen die Definitionsversuche der Literaturwissenschaftler und -kritiker weit zurückbleiben. Erst unlängst sprach der Direktor des Instituts für Ästhetik und Kunstwissenschaften der Akademie der Wissenschaften, Peter Feist, davon, daß man „nur von einer Eignung von Kunstwerken, sozialistisch-realistisch wirken zu können (ausgehe), nicht von einer ihnen fest anhaftenden, meßbaren Eigenschaft, sozialistisch-realistisch zu sein“⁴). Aber beobachten kann man auch, daß die Literatur der Entgrenzung und des Ausbruchs, wie sie uns bei vielen jüngeren Autorinnen und Autoren entgegentritt, noch immer offiziell ausgegrenzt wird. Erst allmählich werden Annäherungsversuche unternommen, deren Ausgang noch nicht abzusehen ist und die vorderhand auch darin bestehen können, daß man den Autoren und Autorinnen Visa für längere Westreisen ausstellt.

Doch zurück zum literarischen Tableau. Hilbig und Kirsten repräsentieren (bei aller gebotenen Vorsicht gegenüber schnellen Einordnungen) zwei Pole eines Tableaus, das sich über die Jahre hinweg weit aufgefächert hat. Schaut man näher hin, wird man gewahr, daß das Auseinanderdriften der Stile, ästhetischen Positionen und Traditionsbezüge keine neue Entwicklung ist. Im Gegenteil: Die Phase, in der der sozialistische Realismus vorherrschte, war relativ kurz bemessen. Die Richtung, die der „Bitterfelder Weg“ (1959) vorschrieb, führte bald auch zu Gegenreaktionen, zur Rebel-

lion der Dichtung gegen die „Message-Literatur“. Adolf Endler, Karl Mickel, Volker Braun, Heinz Czechowski, Reiner Kunze, Sarah und Rainer Kirsch, Wolf Biermann, Günter Bartsch, Günter Kunert — sie alle bestanden schon in den sechziger Jahren auf der Autonomie des lyrischen Ichs. Sie fanden zusammen im gemeinsamen Verständnis einer an ästhetischen und nicht an ideologischen Normen orientierten Lyrik, verständigten sich mit ihrem Publikum auf privaten Lesungen, tauschten ihre Texte aus, ließen sich kritisieren und kritisierten selbst — und eroberten sich mit Beharrlichkeit eine Autonomie zurück, auf die viele ihrer Schriftstellerkollegen damals freiwillig verzichteten.

1968 erschien Christa Wolfs Erzählung „Nachdenken über Christa T.“⁵). Die Geschichte einer unpolitischen, nur ihrer Privatheit lebenden Frau läutete dann auch in der Prosa ganz vernehmlich eine neue Ära für die Literatur ein. In dieser Zeit begann ein Wetterleuchten in der Kunst- und Literaturlandschaft der DDR. Im Dezember 1971 verkündete der neue Parteichef Honecker, der Ulbricht abgelöst hatte: „Wenn man von der festen Position des Sozialismus ausgeht, kann es . . . auf dem Gebiet von Kunst und Literatur keine Tabus geben.“⁶) Was wie ein Signal für eine Öffnung klingt — und oft auch so verstanden wurde —, war auch die Bestätigung einer Entwicklung, war auch der Versuch, die Fremdheit, die zwischen den Literaten und der Partei eingetreten war, zu überwinden. Und in der Folgezeit wurden in den Verlagen Manuskripte angenommen und gedruckt, die vielleicht schon in den sechziger Jahren entstanden und dann lange in den Schubläden gelegen hatten (so geschehen mit dem inzwischen legendären Jugendstück „Neue Leiden des jungen W.“ von Ulrich Plenzdorf, das den Ausbruch der Jugend aus den verordneten Biographien in der Sprache der Jugend aufgriff⁷). Die kulturpolitische Öffnung währte jedoch nicht lange. Die Ausbürgerung des Dichters und Liedersängers Wolf Biermann im November 1976 war ein Zeichen dafür, daß die Partei die Öffnung rückgängig machen wollte. Aber das Neue an den siebziger Jahren ist: Die Literatur hatte sich inzwischen so emanzipiert, daß die Kulturpolitik zwar noch behindernd, aber nicht mehr verhindernd eingreifen konnte.

Es setzte in der Literatur eine Entwicklung ein, die mit dem Schlagwort der „Ablösung von der Partei“ (Hans-Dietrich Sander) nur ungenau beschrieben

⁴) H. Wenderoth. Die alten Tapeten der DDR. Kulturpolitische Abgrenzung gegen Moskau, in: Neue Zürcher Zeitung vom 24./25. Mai 1987.

⁵) C. Wolf. Nachdenken über Christa T., Halle 1968.
⁶) E. Honecker. Bericht auf der 4. Tagung des Zentralkomitees der SED am 16. und 17. Dezember 1971, in: Neues Deutschland vom 18. Dezember 1971.
⁷) U. Plenzdorf. Die neuen Leiden des jungen W., Rostock 1973.

ist⁸⁾. Gewiß ist die Verschärfung des kulturpolitischen Klimas seit 1975 ein Umstand, der bei vielen Schriftsteller(inne)n zu einer Auflösung ihres als patriarchalisch-moralisch empfundenen Verhältnisses gegenüber der Partei geführt hat. Aber die Ablösung von der politischen Autorität kann jene Entwicklung nicht erklären, die seither Platz greift und seit Beginn der achtziger Jahre noch schärfer hervortritt: die Rückeroberung der literarischen Autonomie.

Die Ablösung von der Partei war vielmehr nur Voraussetzung eines Prozesses, durch den eine enorme schöpferische Produktivität freigesetzt worden ist. In den siebziger Jahren tauchen neue Genres in der Literatur auf. Die Frauenliteratur erobert sich ihren Platz in der literarischen Szenerie, es häufen sich die literarischen Verarbeitungen von Identitätssuche und Zweifel an der offiziellen Ordnung der Dinge; Kinderliteratur wird zu einem ernstzunehmenden literarischen Bereich, das Verhältnis zur Geschichte und zum „Erbe“ wird neu aufgegriffen. Kurz: Eine Vielzahl neuer literarischer Themen taucht auf; es ändern sich auch die Gestaltungsformen und die Sprache.

Nicht zufällig wird z. B. in den siebziger Jahren häufig zur Form der ironischen und satirischen Überhöhung der Realität gegriffen sowie zu phantastischen Bildern und Traumfiktionen (so bei Irmtraud Morgner und Fritz Rudolf Fries). Diese Veränderung hat sich bei der Generation derer, die seit den fünfziger und sechziger Jahren schreiben, über viele Jahre hinweg herausgebildet.

So kann man für die siebziger Jahre mit Fug und Recht von einem Nebeneinanderexistieren zweier Literaturen in der DDR sprechen (Sander nennt sie die „bellizistische“ und die „kritizistische“ Richtung in der Literatur); heute haben sich beide Richtungen so weit voneinander entfernt, daß man von einem „Aneinandervorbeexistieren“ sprechen müßte. Die Differenzierung des literarischen Tableaus ist Produkt eines ästhetischen Wandels, der aus den Autonomiebestrebungen der Literatur in den sechziger Jahren herrührt. Es wird wieder mehr fiktional geschrieben (Irmtraud Morgner, Helga Königsdorf); das neue ästhetische Selbstbewußtsein und eine ihm angemessene Sprache lassen die „realistische Inhaltsliteratur“ (Erik Neutsch, Herbert Otto, Helmut Sakowski) als literarisch zweit-rangig erscheinen. Gleichzeitig wird erkennbar, daß sich hinter gegensätzlichen ästhetischen Positionen unterschiedliche Wahrnehmungen gesellschaftlicher Probleme und Stimmungslagen verbergen.

⁸⁾ H.-D. Sander, *Geschichte der Schönen Literatur in der DDR*, Freiburg 1972, S. 235.

Ein Beispiel: Auf politischem, ökonomischem und sozialem Gebiet wird in den siebziger Jahren die Tendenz beibehalten, die Arbeit als zentrales gesellschaftliches Ordnungsprinzip zu begreifen. Der Umstand, daß ein Großteil der Literatur diese Entwicklung hin zur Arbeit nicht nur nicht mitvollzogen hat, sondern daß im Gegenteil mehr und mehr auf den entfremdeten Charakter der Arbeit verwiesen wird, macht nicht nur den Unterschied zwischen literarischer und politischer Verarbeitung von Realität aus, sondern signalisiert auch — wenn denn Literatur eine Bewußtseinsform ist —, daß sich politische Wunschvorstellungen und reale bewußtseinsmäßige Verarbeitungsformen mehr und mehr voneinander entfernen⁹⁾. Denn daß Literatur von Entfremdung handelt, während in wissenschaftlichen Texten die Arbeit als Nutz- und Glücksbringerin behandelt wird, hat nicht nur etwas mit der subjektiven Befindlichkeit der Schriftsteller zu tun, sondern auch mit dem Umstand, daß Politik und Theorie noch immer mehr auf die ideologische Interpretation der Verhältnisse zielen als auf deren authentische Wahrnehmung. Die Funktion der authentischen Wahrnehmung hat die Literatur übernommen. Das hat Günter Kunert einmal anschaulich formuliert, als er von der „Eigengesetzlichkeit“ der Literatur sprach, „die darin besteht, mittels einer unverstellten, individuellen Sprechweise die Wirklichkeit zu evozieren. Das jedoch heißt, daß den einzigen und letzten Ort eines im wahrsten Sinne des Wortes ungezwungenen Denkens die Literatur bereitstellt“¹⁰⁾.

Die unverstellte Sprechweise behält ein gewichtiger Teil der Literatur auch in den achtziger Jahren bei. Die Aufspaltung des literarischen Tableaus setzt sich jedoch weiter fort. Die Autoren der jüngeren und jüngsten Generation stoßen die Türen zur Zukunft auf, indem sie an die tabuisierte Vergangenheit anknüpfen. Endlich wird jene Tradition der Moderne wieder aufgenommen, die in den fünfziger Jahren abgebrochen war: Expressionismus, Surrealismus, Dadaismus werden rehabilitiert. Poesie und Prosa dürfen sich wieder an ihrer europäischen Tradition messen.

Zwar gibt es nach wie vor die Parteischriftsteller (Erik Neutsch, Herbert Otto, Günter Görlich, Helmut Sakowski u. a.), aber selbst sie hat der autoritätsgläubige Optimismus verlassen. Die kritischen Schriftsteller der älteren Generation (Christa Wolf, Günter de Bruyn, Stefan Heym, Volker Braun) haben in den sechziger und siebziger Jahren Wege

⁹⁾ Vgl. die Darstellung der Arbeit in Christoph Heins „Drachenblut“ (1982), in Monika Marons „Flugasche“ (1981) und in Gerti Tetzners „Karen W.“ (1974).

¹⁰⁾ G. Kunert, *Diesseits des Erinnerns*, München-Wien 1982, S. 185.

eröffnet, die Grenzen des Sagbaren hinausgeschoben; auf diesen Wegen bewegen sich jetzt jüngere (Christoph Hein, Irmtraud Morgner, Monika Maron, Gert Neumann, Wolfgang Hilbig u. a.).

Eine zentrale Figur ist in dieser Hinsicht der Dramatiker Heiner Müller. Ihm, der jahrelang in der DDR nicht gewürdigt wurde, dessen Stücke nicht aufgeführt werden durften oder wieder abgesetzt wurden, verdanken die Literatur (und nicht nur die in der DDR) und die Literaten viel — vor allem die jüngeren und jungen. Er verkörpert wie kein anderer die endliche Emanzipation der Kultur und Literatur von der Kulturpolitik.

Müller ist der große Autor der ästhetischen Entgrenzung. Die DDR als literarischer Stoff interessiert ihn schon seit Jahren nicht mehr, wie er mehrfach gegenüber Interviewern äußerte¹¹⁾. Statt dessen ist ihm die deutsche Geschichte zum großen Thema geworden, das er bald in aktueller Form aufbringt, bald unter Benutzung klassischer Tragödien-Vorlagen bearbeitet. In „Germania Tod in Berlin“ (1956/71), in „Leben Gundlings . . .“ (1976) — Stücken, die erst in den achtziger Jahren rezipiert werden — wird gegen das Vergessen und Verdrängen unserer Vergangenheit, aber auch gegen die verordneten Geschichtsinterpretationen (etwa die, daß auf den Trümmern der Vergangenheit in der DDR die beste aller möglichen Ordnungen aufgebaut worden sei) angespielt. Die geschichtlichen Vorbilder — wie etwa Lessing in „Germania Tod in Berlin“ — ersticken bei Müller unter den ihnen aufgestülpten Büsten der „Erbe“-Aneignung. Den in der DDR offiziell verkündeten Fortschrittsoptimismus führt Müller in seinen Stücken ad absurdum. Auch in der DDR endet der Fortschritt auf der Müllhalde (so wie in „Leben Gundlings . . .“ auf dem Autofriedhof).

Auch sein neues Stück „Wolokolamsker Chaussee“¹²⁾ hat die Geschichte der jüngsten Vergangenheit zum Gegenstand: Faschismus — Stalinismus — Aufbau. Das Erinnern beginnt im Kriegsjahr 1941 und endet mit dem Aufmarsch russischer Panzer in den Straßen (Ost-)Berlins im Jahre 1953.

Der Absage an das herrschende Kulturverständnis entspricht bei Müller das Experimentieren mit der Form. Lange Zeit operierte Müller mit historischen Fabeln, die er als Modelle verwendete (Philoktet, Ödipus, Hamlet). Durch das Auseinanderbrechen

herkömmlicher Dialogstrukturen, durch gezielten Einsatz von Körperbewegung als Sprache, durch Gegenüberstellung von unvereinbar erscheinenden historischen Konstellationen, durch Verwendung des — wie Franz Fühmann es ausdrückte — „Traumprinzips“ fördert er disparate Stücke aus dem kollektiven Unbewußten hervor und setzt sie vor unseren staunenden Augen wieder zusammen. Müllers Bedeutung für die Literatur der Jetztzeit in der DDR liegt zum einen in seiner Vorreiterfunktion als Tabuverletzer, etwa indem er die „Erbe“-Aneignung als Verdrängungsmechanismus gegenüber den Katastrophen in der Geschichte kritisiert, und zum anderen darin, Perspektiven zu öffnen, Ungesehenes sichtbar zu machen, Unsagbares zu sagen. Die junge Literatur in der DDR profitiert davon.

Die Differenzierung der literarischen Szenerie in den achtziger Jahren findet nicht nur innerhalb der Staatsgrenzen der DDR statt. Wichtige Autoren der achtziger Jahre wie Wolfgang Hilbig, Gert Neumann, Monika Maron, Sascha Anderson u. a. haben ihre ersten Veröffentlichungen im Westen, machen sich dort einen Namen. Dies hat nicht nur negative Auswirkungen: Heimatlosigkeit heißt auch — in dem gesetzten Rahmen natürlich — Freiheit von hinderlichen Bindungen an moralisch-politische Instanzen, heißt Öffnung gegenüber der Weltliteratur und Strömungen des Zeitgeistes, heißt Feinfühligkeit für das Leben zwischen den Grenzen. „Die Überläuferin“ heißt fast programmatisch der 1986 erschienene Roman von Monika Maron, die bisher als Autorin in der DDR nicht wahrgenommen wurde.

Neu in den achtziger Jahren ist auch, daß — wie zuletzt in den sechziger Jahren während der Rebellion der jungen Lyriker — nicht gedruckte Werke oder Erstlingsliteratur auf dem privaten Markt, in den kleinen, dezentralen Öffentlichkeiten der großen Städte feilgeboten und rezipiert werden. In den achtziger Jahren blüht — zusammen mit einer neuen Jugendmusikultur — das literarische und künstlerische Leben in den Wohnungen, Hinterhöfen und kleinen Galerien. Sie treten forsch auf, die jungen Künstler und Literaten, (manche versehen auch den puren Dilettantismus mit Kunstanspruch) und fordern ihr Recht auf einen Generationswechsel in Kunst und Literatur. Sie begreifen sich in der Nachfolge der Expressionisten, Surrealisten, Dadaisten — und nicht in der Tradition von Autoren wie Anna Seghers und Willi Bredel oder Malern wie Willi Sitte und Werner Tübke.^{12a)} Dabei sind die,

¹¹⁾ Vgl. H. Müller, Ich glaube an Konflikt. Sonst glaube ich an nichts. Ein Gespräch mit Sylvère Lotringer über Drama und Prosa, über PHILOKTET und über die Mauer zwischen Ost und West, in: ders., Gesammelte Irrtümer, Frankfurt/M., S. 85.

¹²⁾ Vgl. ders., Wolokolamsker Chaussee I bis III, in: ders., Shakespeare Factory, Band 1 und 2, Berlin 1985 und 1986.

^{12a)} Vgl. auch: Berührung ist nur eine Randerscheinung. Neue Literatur aus der DDR, hrsg. v. S. Anderson u. E. Erb, Köln 1985.

die den Wechsel wirklich herbeiführen, oft keine ganz jungen Autoren mehr. Elke Erb, Gert Neumann, Wolfgang Hilbig sind Angehörige einer mittleren Generation. Heiner Müller ist Jahrgang 1929. An diesen Autoren wird deutlich, daß der Generationswechsel keine Altersfrage, sondern das Auftreten eines ästhetischen Wandels und einer neuen Radikalität in Schreibauffassung und Bewußtsein bedeuten.

Wolfgang Hilbigs Erzählungen („Unterm Neomond“, 1982, und „Der Brief“, 1985) handeln von der Entgrenztheit und Konturlosigkeit, vom Wahn und von der Panik des einzelnen¹³⁾. In der Nachfolge von Edgar Allan Poe und Robert Louis Stevenson beschreibt er minutiös die Vergeblichkeit jeder Identitätssuche und jeden Festhaltens von Realität. Was festgehalten wird, zerfließt; Realität wird zum Alptraum. In der Erzählung „Beschreibung II“ wird der Ich-Erzähler durch einen Freund an einen entfernten Ort bestellt, um dort eine Arbeitsstelle anzutreten. Am Ort eingetroffen, hält man ihn für einen anderen, für einen Spion, zuweilen gar für seinen Freund. Alle Identitätsbetuerungen nützen nichts; es gelingt ihm nicht, die Gegenseite zu überzeugen, daß er er selbst ist. Man wirft ihm sogar noch vor, sich für einen anderen auszugeben. Der Vorgang wird so weit getrieben, daß der Ich-Erzähler sich schließlich selbst nicht mehr erkennt:

„Ich hatte Mühe, mein eigenes, aschfahles Gesicht in der Spiegelwand wiederzuerkennen: wie chancenlos war ich doch hier; ich war die chancenlose Figur eines Alptraums, in dem ich nach und nach und erst zu spät, erkannt hatte, daß ich auf sein Geschehen keinen Einfluß nehmen konnte, wohl aber stand fest, daß es nur zum Zweck irgendeines Urteils gegen mich in Gang gesetzt worden war, von dem es für mich kein Entrinnen gab.“¹⁴⁾

Und wenig später: Es „war, als trüge ich das falsche Gehirn im Kopf, ein von mir nicht mehr regierbares Gehirn, dem ich das, was mein Ohr aufnahm, nicht mehr verdeutlichen konnte.“¹⁵⁾ Völlig verwirrt stürzt der Betroffene, seiner Identität nicht mehr sicher, davon; es gelingt ihm nicht, die Einheit seiner Person herzustellen.

In „Die Überläuferin“ von Monika Maron (1986) zieht sich die Hauptfigur aus der Realität zurück¹⁶⁾. Sie geht nicht mehr arbeiten und verbringt fortan ihre Zeit im Bett, läßt die Außenwelt an sich vor-

überziehen. Die Außenwelt aber weicht mehr und mehr ihrer eigenen Innenwelt. Der Zustand der völligen Ruhe — oder besser gesagt: des völligen Stillgestelltheits — öffnet Raum für die Suche nach dem eigenen Selbst, das sich bald in ihr (Rosalind), bald in ihrer sehnsüchtig erwarteten Freundin (Martha) findet, jedoch nicht zu einer Synthese kommt.

Monika Maron, die erst in den achtziger Jahren als Autorin hervortritt (vorher war sie lange Jahre bei der Berliner Zeitschrift „Wochenpost“), hat — wie viele andere — die Untiefen der gegenwärtigen Kulturpolitik und die Berührungsängste gewisser Kulturfunktionäre mit der neuen Literatur selber zu spüren bekommen. Ihre gesamte schriftstellerische Existenz hat bisher nur im Westen stattgefunden, angefangen von ihrem Erstling „Flugasche“ (1982)¹⁷⁾ über den Erzählungsband „Das Mißverständnis“ (1983)¹⁸⁾ bis hin zu „Die Überläuferin“ (1986). Als Autorin war Monika Maron in der DDR nicht existent, erhielt aber dennoch, wie eine „normale“ Autorin, Visa für Reisen in den Westen. Erst 1987 bequeme sich der stellvertretende Kulturminister Höpcke auf der Buchmesse in Leipzig und auf der Kulturtagung „Duisburger Akzente“ zu der gequälten Stellungnahme, die Autorin sei seinerzeit bei ihrem ersten Buch „Flugasche“ mit ihrem Verlag in Konflikt geraten. Der Grund: Sie sei in ihrer Erzählung „plötzlich von der einen Person in die andere umgesprungen“¹⁹⁾. Kein Wort darüber, daß in diesem Buch ein Tabu verletzt wurde, das damals noch heilig hochgehalten wurde: An der sozialistischen Industrie der DDR ist Kritik nicht erlaubt. Dies war der Grund für die Ablehnung; das jedoch kann die Kulturbürokratie nicht zugeben, weil ja offiziell keine Zensur stattfindet. Also greift man zu einem so lächerlich-dilettantischen Argument wie der wechselnden Erzählperspektive und nimmt lieber das schallende Gelächter der westdeutschen Kritikergilde in Kauf, als einen Fehler zuzugeben²⁰⁾.

Eine Köpenickiade, die lustig wäre, würde es dabei nicht auch um die Existenz und den Ruf von Autoren gehen. Immerhin ließ man sich dazu herab, Monika Maron vom gleichen Verlag, der sie früher abgelehnt hatte, einen Vertrag für „Flugasche“ zu geben. Dabei ist diese Autorin nur eine von mehreren mit denselben Problemen; sie ist zudem durch ihren Namen, den sie in der westdeutschen Öffentlichkeit hat, geschützt. Anderen, wie dem jungen

¹³⁾ W. Hilbig, Unterm Neomond, Frankfurt/M. 1982; ders., Der Brief (Anm. 2).

¹⁴⁾ Ders., Beschreibung II, in: ders., Der Brief (Anm. 2), S. 29.

¹⁵⁾ Ebd., S. 31

¹⁶⁾ M. Maron, Die Überläuferin, Frankfurt/M. 1986.

¹⁷⁾ Dies., Flugasche, Roman, Frankfurt/M. 1981

¹⁸⁾ Dies., Das Mißverständnis, Erzählungen, Frankfurt/M. 1982.

¹⁹⁾ Vgl. M. Ahrends, Ein DDR-Minister gibt Auskunft. Alles klar, in: DIE ZEIT vom 29. Mai 1987.

²⁰⁾ Vgl. ebd.

Lyriker Bert Papenfuß, geht es weitaus schlechter; sie werden über Jahre hinweg von den Verlagen der DDR vertröstet, ohne daß sie Ausweichmöglichkeiten nach dem Westen haben.

Vergangenheit als Erbe

Die Vergangenheit ist ein großes und wichtiges Thema auch der achtziger Jahre. Schon in den siebziger Jahren hatten einzelne begonnen (Erich Loest, Christa Wolf, Hermann Kant), das nationalsozialistische Erbe neu aufzurollen, nicht mehr als bewältigte Episode der Vergangenheit, sondern als gelebten Jugend-Alltag der Generation der heute Sechzigjährigen. Auch die Decke über der eigenen, der DDR-Vergangenheit, wurde vorsichtig gelüftet (Werner Heiduczek, Gerti Tetzner). Es ist dies bis heute ein zartes Zweiglein am Baum der Literatur der DDR geblieben.

In Christoph Heins Roman „Horns Ende“ (1985) wird der ehemalige Parteigenosse Horn aus Gründen, die vom Autor im unklaren gelassen werden, von seinem Posten entlassen und aus der Partei geworfen. Als Horn — inzwischen Museumsdirektor in einer Kleinstadt — ein zweites Mal wegen seiner Westkontakte verdächtigt wird (auch hier bleibt die Ursache im dunklen), nimmt er sich das Leben. Die Geschichte wird aus der je wechselnden Perspektive einiger Einwohner aus der Provinzstadt, die mit Horn in Berührung kamen, erzählt: vom Arzt, der ihn behandelt hatte; vom Apothekersohn, der ihn am Baum hängend fand; von der Kolonialwarenhändlerin, bei der er wohnte; vom Bürgermeister, der einst die treibende Kraft bei seiner Degradierung war und sich auch beim zweiten Mal nicht für ihn einsetzt und von einem verrückten Mädchen.

Die Kapitel sind gegliedert durch fiktive Dialoge des toten Horn mit dem jungen Apothekersohn, der ihn fand und dem er in den Träumen begegnet. Der Tote mahnt die Erinnerung an und fordert, das Vergessene wieder hervorzuholen:

- „— Erwinnere dich an das Ungesehene.
 — Das ist unmöglich. Wie soll ich wissen . . .
 — Streng dich an. Du hast viel gesehen. Mehr als du weißt.
 — Es ist zu lange her.
 — Nein, dein Gedächtnis hat alles festgehalten. Nur wenn du dich nicht erinnerst, wenn du das unendliche Netz nicht weiterknüpfst, dann falle ich ins Bodenlose. Aber dann wird auch dich keiner halten können.
 — Was lebt, ist vergänglich. Wir müssen alle sterben und werden vergessen.

- Falsch, ganz falsch. Das sind abgeschmackte Dummheiten. Solange es ein menschliches Gedächtnis gibt, wird nichts umsonst gewesen sein, ist nichts vergänglich.
- Dann ist die Ruhe der Toten nicht mehr wert als die Unruhe der Lebenden.
- Natürlich. Denn auch die Toten waren einmal lebendig. Du kannst sie nicht einfach vergessen. Was war mit dem Sommer?
- Ich versuche, mich zu erinnern. — Es war . . .
- Was war? Sprich!“²¹⁾

Die Toten mahnen die Lebenden, in ihrem eigenen Interesse Erinnerungsarbeit zu leisten, bei Strafe des eigenen Vergessenwerdens. Fast könnte man hierin die Umkehrung der Benjaminschen „Geschichtsphilosophischen Thesen“ entdecken. Der kühne Zeitsprung, das Weitergehen auf den angehäuften Trümmern der Vergangenheit bringt nicht der erhofften glücklichen Zukunft näher, sondern ruft nur die „Wiederkehr des Immergleichen“ (Nietzsche) hervor: das Vergessen der Vergessenen²²⁾. Umgekehrt, so die Quintessenz der stummen Dialoge, die den Roman zerschneiden: Das Erinnern bewahrt vor dem Vergessen und davor, ständig in die gleichen Sackgassen zu laufen.

Ein formal sehr interessanter Roman, in dem ein dunkles Kapitel DDR-Geschichte angesprochen wird. Gleichwohl hätte ich dem Autor und seinem Lektor etwas mehr Mut gewünscht. Wenn man liest, was in der Sowjetunion schon seit Jahren an Kritik über die stalinistische Zeit erscheint (ich denke an Dudinzews „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein“ [1956], an Solschenizyns „Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch“ [1962], Jewtuschenkos „Stalins Erben“ [1962], Aitmatows „Ein Tag länger als das Leben“ [1976] und an Rybakows „Kinder des Arbat“ [1987]), kann einen die selbstbeschränkende Zurückhaltung wirklich guter Autoren in der DDR manchmal ärgern. Immerhin hatte Stefan Heym mit seinem Roman „Collin“ (1979), der leider nur im Westen erscheinen konnte, Maßstäbe gesetzt, was man den ‚Leichen im Keller der Vergangenheit‘ schuldig sei (den der Spionage verdächtigten West-Emigranten, den Sozialdemokraten, den antiautoritären Kommunisten, den kritischen Funktionären, den Oppositionellen). Aber es scheint, als sei er ebenso wie Werner Heiduczek mit seinem wichtigen Roman „Tod am Meer“ (1982) ein einsamer Rufer in der Wüste geblieben. Bei

²¹⁾ C. Hein. Horns Ende. Darmstadt-Neuwied 1985. S. 18.
²²⁾ Vgl. W. Benjamin, Geschichtsphilosophische Thesen. in: ders., Illuminationen. Frankfurt/M. 1961. S. 268 ff.

Hein jedenfalls bleiben die Ursachen und Hintergründe jener Diffamierung, an deren Ende sich der Betroffene aufhängt, nebelhaft verschwommen. Fast scheint es, als sei der konkrete Vorgang nur ein Anlaß fürs allgemeine Philosophieren übers Nicht-Vergessen. Offenbar war die Nennung der Selbsttötung eines Beschuldigten per se schon eine so große Tabuverletzung, daß man sich mehr zu sagen nicht traute. Aber die Zeiten haben sich geändert, möchte man als Außenstehende einwerfen; mehr Mut also.

Auf einer ganz anderen Ebene handelt Franz Fühmanns Buch „Der Sturz des Engels. Erfahrungen mit Dichtung“ (1982) von der Vergangenheit. Fühmann läßt uns darin teilhaben an seiner Auseinandersetzung mit Person und Werk des Dichters Georg Trakl. Aber Fühmann schreibt, das wissen wir aus seinen Werken, immer auch über sich selbst. Das große Thema ist zeit seines Lebens seine eigene Biographie vor dem Hintergrund seiner Verstrickung in den Nationalsozialismus gewesen. Fühmann hat daran gelitten, und er hat es schwer abgearbeitet.

Sein Buch stellt Trakls Dichtung in Korrespondenz zu dessen Lebensgeschichte und zu seiner — Fühmanns — Biographie. Der Schriftsteller Fühmann sieht seine eigene Geschichte vor dem Hintergrund des katastrophenreichen Lebens von Georg Trakl. War Trakls Unglück der Erste Weltkrieg, in dem er und an dem er zugrunde ging, so war Fühmanns Unglück der Zweite Weltkrieg und sein Glauben an den Sieg. Die Aporien in Trakls Leben umreißt Fühmann sensibel:

Ich „erfuhr . . . die Biographie eines nicht lebbareren Lebens: ein Dasein, verfallen der Poesie. — Ein Dasein, verfallen an Gift und Inzest; Verfall, der dann jäh in den Selbstmord stürzte; ein Leben zum Gipfel europäischer Dichtung“²³⁾.

Zwischen Trakl und Fühmann steht Fühmanns Vater, selber ein Anhänger des Nationalsozialismus und ein zeitweiliger Gefährte des Apothekers Georg „Schorsch“ Trakl, für den dieser kein Dichter, sondern ein armer Wicht war, den die Kameraden im Feld mit seinen Gedichten aufgezogen und bis zur Weißglut gebracht hatten. Fühmanns Arbeiten mit dem Werk Trakls beginnt zu Lebzeiten des Vaters und wird zu einem Baustein im Akt der Emanzipation vom Vater, der sich — welch eine Parallele — ebenfalls das Gift gibt, als das Ende des Krieges naht. Auch Trakl vergiftete sich.

Dies nun ist die Folie, vor der Fühmann in den achtziger Jahren das Tabu Trakl aufs Tableau der

literarischen Szenerie in der DDR bringt. Trakl war — wie so viele Größen der Weltliteratur — jahrzehntelang für die Literaturgeschichte der DDR nicht existent. Die erste Ausgabe erschien 1975, von Franz Fühmann herausgegeben und mit einem Nachwort versehen von Stephan Hermlin²⁴⁾. Fühmann rekonstruiert hier also zugleich ein Stück Literaturgeschichte für die DDR und räumt mit jenem unseligen „Decadence“-Verdikt auf, das jahrzehntelang von Bürokraten gegen die Literatur der klassischen Moderne ins Feld geschickt wurde.

Fühmanns Kontakt mit Trakl beginnt in der Jugendzeit. Er begegnet ihm erneut in der antifaschistischen Umerziehung, wo jener als Beispiel für bürgerliche Dekadenz und Wehleidigkeit gebrandmarkt wird. Und dies nicht nur von kulturlosen Bürokraten, sondern von Johannes R. Becher selbst²⁵⁾. Und da der junge Fühmann sein Leben und seine Anschauungen umkrepeln will, stürzt ihn dies in tiefe Gewissenskonflikte:

„Der Konflikt zwischen Dichtung und Doktrin war unvermeidlich; beide waren in mir verwurzelt, und beide nahm ich existentiell. Es war mir ernst mit der Doktrin, hinter der ich noch durch die verzerrtesten Züge das Gesicht der Befreier von Auschwitz sah, und es war mir ernst mit der Dichtung, in der ich jenes Andere ahnte, das den Menschen auch nach Auschwitz nicht aufgab, weil es immer das Andere zu Auschwitz ist.“²⁶⁾

Eine Antithese zu Adornos Diktum, „nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, ist barbarisch“²⁷⁾. Der Konflikt zwischen Dichtung und Doktrin kennzeichnet die Situation der Literatur in der DDR weiterhin. Nur ist die Doktrin in den achtziger Jahren zahnloser geworden.

Schließlich legt Fühmann uns hier die erste intensive Interpretation von Trakls Werk vor. Dabei faltet er die Gedichte im Selbstgespräch gleichsam von innen auf. Seine Koordinaten reichen von der griechischen Mythologie bis zur Poesie Arthur Rimbauds. Im Mittelpunkt steht das Traum-Prinzip. „Eigenerfahrung“ lehre ihn, schreibt Fühmann, „daß zur Erhellung von Problemen der Lyrik die Annahme eines Analogieverhältnisses von Träumen und Gedichten hilfreich sein kann. — ‚Der Traum ist unwillkürliche Dichtkunst‘, sagte Jean Paul und zitiert damit Kant, der seinerseits uralte Erkenntnis tradiert, und ein Traumprinzip par ex-

²⁴⁾ Vgl. ders. (Hrsg.). Georg Trakl. Gedichte, mit einem Nachwort von S. Hermlin, Leipzig 1975.

²⁵⁾ Vgl. ders., Der Sturz (Anm. 23), S. 117.

²⁶⁾ Ebd., S. 236.

²⁷⁾ Vgl. T. W. Adorno, Kulturkritik und Gesellschaft, in: ders., Prismen. Kulturkritik und Gesellschaft, München 1963, S. 26.

²³⁾ F. Fühmann, Der Sturz des Engels. Erfahrungen mit Dichtung, Hamburg 1982, S. 167.

cellence ist eben das Montieren von Disparatem“²⁸⁾ — wie in der Dichtung Trakls, sei hinzugefügt.

„Der Sturz des Engels“ ist ein Denkmal für Trakl und eines für Fühmann, der hier zu einer Synthese zwischen der Bürde seiner Vergangenheit und seiner Existenz als Schriftsteller kam. Ich halte es für eines der wichtigen Bücher der achtziger Jahre.

Zeugnis gegen die Apokalypse

Mißtrauen gegenüber dem herrschenden Zivilisationsmodell und Zweifel am Fortschrittsglauben thematisiert die schöne Literatur schon in den siebziger Jahren. In den achtziger Jahren wird das Fragen drängender, wächst die Skepsis. Drei Bücher haben mich in dieser Hinsicht beeindruckt:

- „Kassandra“ von Christa Wolf (1983)
- „Störfall“ von Christa Wolf (1987)
- „Respektloser Umgang“ von Helga Königsdorf (1986).

In ihnen wird die Sinnhaftigkeit *unseres* Fortschrittsglaubens — der westliche unterscheidet sich ja nur graduell vom sozialistischen — im Angesicht von Krieg, Super-Gau und Gen-Manipulation zur Debatte gestellt. Und es kommt dies nicht von ungefähr. In den achtziger Jahren wächst die Gefahr der gegenseitigen atomaren Vernichtung durch Krieg und Atomkatastrophe, wachsen auch die Bewegungen, die Proteste und die Empörung der Menschen, aber auch die Angst und die Hilflosigkeit. Schriftsteller, Künstler und Wissenschaftler treffen sich mehrfach zu Friedenskundgebungen und Tagungen, sammeln Unterschriften. Christa Wolf, die auf der „Berliner Begegnung zur Friedensförderung“ zwischen Künstlern und Schriftstellern aus Ost und West 1981 in Ost-Berlin gesagt hatte, angesichts einer solch gewaltigen Bedrohung wie durch die atomaren Potentiale beider Supermächte „darf man sich ja wohl einiges herausnehmen“²⁹⁾, brachte 1983 die Erzählung „Kassandra“ heraus. Kassandra, eine griechische Priesterin und Seherin am Hofe des Troer-Königs Priamos, dessen Tochter sie ist, sieht den Untergang Trojas voraus, wird seine Zeugin und wird schließlich als Siegerbeute des Griechenkönigs Agamemnon verschleppt und ermordet. Kassandra also rekonstruiert in den Stunden vor ihrem Tod ihr Leben vor der Schlacht, ihre Freunde, ihre Liebe zu Aeneas, ihren Haß auf Achill und ihre Kontakte zu den Frauen am Hof. Im

²⁸⁾ Vgl. Fühmann, Der Sturz (Anm. 23) S. 102 f.

²⁹⁾ C. Wolf, Redebeitrag, in: Protokoll der „Berliner Begegnung zur Friedensförderung“ am 13./14. Dezember 1981, Darmstadt-Neuwied 1982, S. 116.

Angesicht der Gefahr und im Bewußtsein der Niederlage wächst sie über sich selbst hinaus und wird Zeugin für eine Nachwelt, die vielleicht nicht mehr existieren wird.

Man kann die Erzählung sehr zeitgenössisch lesen. Dennoch ist dieses Buch nicht bloß kulturpessimistisch. In einer wunderbaren dichterischen Sprache wird hier die Warnung mit dem Zeugnis verbunden. Nichts Selbstgerechtes wird durchgelassen.

In „Störfall“ (1987) wird die gleiche Thematik von einer anderen Perspektive beleuchtet: Die Katastrophe ist geschehen; wir leben noch und fühlen uns daher doppelt gezwungen, uns den Schrecken, seine Wiederholbarkeit und seine unabsehbaren Folgen zu vergegenwärtigen. Tschernobyl ist also gewesen, und die Erzählerin leistet Erinnerungsarbeit. In Form von Tagebuchnotizen — „Nachrichten vom Tage“ heißt der Untertitel — wird der Ablauf eines Tages und die Verarbeitung der großen Katastrophe im kleinen, in den vier Wänden des Hauses und auf den alltäglichen Besorgungen außerhalb geschildert. Die Diagnose der Schockreaktion nach Tschernobyl verzeichnet Wut und Angst. Die Katastrophe im großen wird nachvollzogen anhand des Unglücks im kleinen: Der Bruder wird am gleichen Tag einer Hirnoperation unterzogen — und des kleinen Glücks: der Frühjahrsbestellung im Garten. Das eine ein angstbesetzter Vorgang, den die Erzählerin im stummen Dialog mit dem Bruder zu bannen versucht — das andere ein fast archaischer Pflanz- und Aufbauvorgang, der kindlich-naiv wirkt angesichts der globalen Bedrohung, die nicht faßbar ist. Parallel zum Bericht über die Alltäglichkeiten des Tages reflektiert die Erzählerin über Fortschritt und Zivilisation. Aber das, was dazu formuliert wird, geht kaum über konventionelle, schon oft geäußerte Klagen hinaus.

„Die jungen Leute, die uns (beim Kampf gegen das Kernkraftwerk in Wyhl in den siebziger Jahren — A.G.) die ersten Materialien über Gefahren bei der ‚friedlichen‘ Ausnutzung der Atomenergie in die Hand drückten, wurden verlacht, reglementiert, gemäßregelt. Auch von Wissenschaftlern, die ihre Arbeit, ich hoffe: ihre Utopie verteidigten. ‚Monster‘? Aber habe ich gesagt, daß sie Monster waren. Waren wir Monster, als wir um einer Utopie willen — Gerechtigkeit, Gleichheit, Menschlichkeit für alle —, die wir nicht aufschieben wollten, diejenigen bekämpften, in deren Interesse diese Utopie nicht lag (nicht liegt), und, mit unseren eigenen Zweifeln, diejenigen, die zu bezweifeln wagten, daß der Zweck die Mittel heiligt? Daß die Wissenschaft, der neue Gott, uns alle Lösungen liefern werde, um

die wir ihn angehen würden?³⁰⁾ Gewiß, hier wird deutlich nach dem Sinn des Diktums gefragt, man dürfe die Menschen auch gegen ihren Willen zu ihrem Besten zwingen — im Namen des Kommunismus, im Namen der Gleichheit, im Namen des Fortschritts. Aber der Gedanke wird dahingestellt und verschwindet gleich darauf wieder. Spürbar wird, was wirklich die Erzählerin (Autorin?) bewegt, an einer anderen Stelle, wo sie den Ekel vor der Ohnmacht der Worte beschreibt, mit denen sie als Schriftstellerin gegen den Schrecken anschreibt:

Was „kann eine, auch die gelungenste Formulierung überhaupt noch heißen, soviel ist schon geredet und geschrieben worden, immer dichter wird der Kordon des Wort-Ekels, das hätte ich niemals für möglich gehalten, lieber Bruder, vorläufig sage ich es nur dir, Älterwerden heißt: alles geschieht, was du niemals für möglich gehalten hättest, und wie hätte ich voraussehen sollen, daß zuerst die Worte, dann meine Worte mich ekeln würden, und wie blitzschnell der Umschlag in Selbst-Ekel gehen kann, das hätte ich auch nicht gedacht . . .“³¹⁾

Aber der Wort-Ekel, den die Autorin Christa Wolf schon mehrfach geäußert hat, ist er nicht in Wirklichkeit der Ekel der Ohnmacht (von Sprache repräsentiert) gegen Macht (von Sprache, aber auch von Raketen repräsentiert)? Hier jedenfalls wird der Ekel nicht gegen die Macht gerichtet, sondern gegen „den Menschen“. Wen meint sie?, darf man fragen. „Störfall“ ist eher ein Dokument der Hilflosigkeit. Die Wut will zu früh zurückgenommen. An die Radikalität wie die sprachliche Schönheit von „Kassandra“ reicht dieses Buch nicht heran.

An ein ähnliches Thema hat sich Helga Königsdorf gewagt. Ihr Buch kam 1986 heraus. Die stark autobiographisch geprägte Erzählung „Respektloser Umgang“ erzählt von einer fiktiven Begegnung zweier Frauen: Der Erzählerin, einer Mathematikerin, die als Zeichen ihrer zum Tode führenden Krankheit Wahngelüste sieht und ihrem Gegenüber, der berühmten Physikerin und Jüdin Lise Meitner. Die Ich-Erzählerin überdenkt das Leben der Lise Meitner. Trotz aller Brüche und Ungeheimheiten (Meitners eigenartig naive Haltung gegenüber dem heraufziehenden Nationalsozialismus) ist Lise Meitner für die Hauptperson das alter ego, von dem sie eines für die depressiven Stunden ihrer Krankheit mitnimmt: ihre Verbissenheit in die Wissenschaft. Freilich: Die Ich-Erzählerin fühlt sich — im Unterschied zu Lise Meitner — auch

einem moralischen Auftrag verpflichtet: dem der Verantwortung der Wissenschaft(ler) vor der Zukunft der Menschen. Aber worin besteht die?

Das Buch ist vor Tschernobyl entstanden. Wir haben heute Tschernobyl hinter uns und befinden uns mitten in einer großen technologischen Revolution, die von Chips, Bakterien und Genmanipulation bestimmt wird. Wir haben die Erfahrung, daß das moralische Gewissen der Naturwissenschaftler wenig ausgebildet ist und daß es allein auch wenig bewirken würde, solange wissenschaftliche Forschung eine funktionalisierbare Größe in weltweiten Machtzusammenhängen ist.

Während die Autorin für den Nationalsozialismus diesen Machtzusammenhang ausdrücklich thematisiert und Lise Meitner zum Vorwurf macht, sie habe die Willfähigkeit der Wissenschaft gegenüber dem Nationalsozialismus nicht rechtzeitig erkannt, blendet sie diesen Zusammenhang für die Jetztzeit weitgehend aus. Zweimal startet sie den Versuch, Wissenschaft und Forschung in einen größeren Zusammenhang zu stellen: Das eine Mal sind es die ökonomischen Zwänge und der Profit, die Forschung und Wissenschaft bestimmen³²⁾. Das andere Mal stellt die Ich-Erzählerin-Autorin die Grundfrage:

„Keinesfalls werde ich sagen, Wissenschaft verbiete sich von jetzt an. Gefährlich ist der Mythos, wir könnten mit ihrer Hilfe getrost jede Suppe auslöfeln, die wir uns einbrocken . . . Aber gefährlicher ist der Glaube, wir kämen ohne neue Erkenntnis aus.“³³⁾

Hier wird so argumentiert, als gebe es eine Wahl des Ja oder Nein. Weiter als bis zur Aufforderung, die Regierungen möchten doch, bitteschön, die Moral der Wissenschaft(ler) fördern und anerkennen, reicht der Gedankengang nicht. Auch dies ein Dokument der Hilflosigkeit. Man wünscht sich, daß wenigstens der Schrecken dann mutiger und offener gezeichnet würde, wenn schon keine neuen Argumente in die Diskussion kommen. An diesem Sujet fällt überhaupt auf: Die in den vergangenen Jahrzehnten gewachsene Rolle der Literatur in der DDR als Aufklärerin, als Produzentin von Öffentlichkeit, versagt (noch?) vor diesem Thema. Und dies nicht zufällig: Der gesellschaftliche Denkprozeß über Kosten und Folgen unserer Zivilisation (auch und gerade der sozialistischen) steht noch am Anfang; und er hat mit vielen Tabus zu kämpfen: dem Tabu der Macht; dem Tabu der Neutralität von Technik und Wissenschaft . . . So möchte man sich auf der einen Seite freuen, daß überhaupt in dieser

³⁰⁾ C. Wolf, Störfall. Nachrichten vom Tage. Darmstadt-Neuwied 1987. S. 37.

³¹⁾ Ebd., S. 108.

³²⁾ Vgl. H. Königsdorf, Respektloser Umgang, Berlin-Weimar 1986. S. 69.

³³⁾ Ebd., S. 91.

Richtung etwas geschrieben wird — und auf der anderen Seite möchte man sich mehr Wagnis in der Literatur wünschen.

Biedermeier und Alltag

Der Skizze über die Literatur in der DDR der achtziger Jahre würde Entscheidendes fehlen, fragte man nicht auch: Wie kritisch, wie positiv sehen Schriftsteller ihre Gesellschaft in den achtziger Jahren? Und da fällt mir als erstes der hierzulande unterbewertete Roman „Neue Herrlichkeit“ von Günter de Bruyn ein. Lange hatte de Bruyn an diesem Roman gearbeitet. Lange hatte er sich mit den zensurähnlichen Auflagen seines Verlages herumgeschlagen. Wie in „Preisverleihung“ (1972) und in „Märkische Forschungen“ (1979) wählt de Bruyn auch hier einen abgeschlossenen kleinen Mikrokosmos, in dem sich die menschlichen Beziehungen umso klarer abzeichnen. Gezeigt wird eine nach außen heile Welt, hinter der sich Schwäche und Grausamkeit ebenso verbergen wie Leid und Clownerie.

Der Landpfarrer sinniert gegen Ende des Romans beim Begräbnis der Großmutter über schöne Liedtexte und kommt dabei zu dem Schluß, daß „das Biedermeier eine Zeit (gewesen sei), die, wie er findet, unserer irgendwie gleicht“³⁴). Der Roman selbst ist ein Anti-Biedermeier-Roman, der sich der Ironie so fein bedient, daß man sie manchmal gar nicht spürt. Es gibt nicht eigentlich eine Handlung. Eher werden Szenen beschrieben.

Im Mittelpunkt steht Viktor, Abkömmling von karrierebewußten Funktionärseltern. Viktor zieht sich zum Arbeiten an seiner Dissertation in die Abgeschiedenheit eines ländlichen Ferienheims zurück. Aber statt sich diszipliniert an seine Dissertation zu setzen, stürzt er sich auf alle Ablenkungen, die das Haus, seine Bewohner und Gäste für ihn bereithalten. Viktor ist, wie es scheint, ein typisches Produkt seiner Klasse, die in ihren Kindern mitunter ihre schärfsten Widersacher findet. Beide Eltern haben dem Sohn ein Leben vorgeführt, das dieser nicht für nachahmenswert hält und dem er sich mehr unbewußt als bewußt entzieht: „Er will sich nicht lenkend und leitend über andere erheben; ihm genügt es, mit ihnen auskommen zu können“³⁵). Jedoch am Ende entkommt Viktor seinem „Schicksal“ nicht. Er wird für einen „Leitungsposten“ „gezogen“, ja, eher gezogen, als daß es ihn treibt. Aber dafür verrät er immerhin die heiße Liebe Thilde, der er zuvor noch ewiges Zusammensein versprach.

³⁴) G. de Bruyn, Neue Herrlichkeit, Frankfurt/M. 1984, S. 210.

³⁵) Ebd., S. 11.

Viktor ist kein bewußter Verweigerer und somit auch nicht mit jenem „Anti-Helden“ in Erich Loests Roman „Es geht seinen Gang oder Mühen in unserer Ebene“ (1978) zu vergleichen, der sich dem dauernden Leistungsstreß in Betrieb und Familie bewußt entzieht. Viktor läßt sich treiben, wird gezogen und entzieht sich. Mit der Gestalt des Viktor zeichnet de Bruyn die Belanglosigkeit eines Lebens in der „Arrangement-Gesellschaft“ nach, in der auch überleben kann, wer nur seiner Privatheit lebt, ohne daß es ihm gelänge, etwas Eigenes, Authentisches in sich zu finden.

Hinreißend ist die Großmutter Tita, die einzige Gestalt, der de Bruyn etwas Farbe gibt. Diese Großmutter befindet sich an der Grenze zum Altersschwachsinn. Sie ist dennoch oder gerade deshalb die einzige, die die Dinge beim Namen nennt. Diese Großmutter reagiert und agiert mit der Spontanität eines Kindes. Sie droht der Kontrolle der Umwelt zu entgleiten und muß dies damit büßen, daß sie ins Heim gesteckt und damit dem langsamen Tod anheimgegeben wird. Diese Großmutter ist der Anti-Biedermeier-Typ par excellence. Sie ist die Gegenfigur zum Ich-schwachen Viktor. Sie ist Repräsentantin einer untergehenden Generation. Ihr und den „Alten“ setzt de Bruyn ein Denkmal in seinem Roman. Bei ihrem Besuch im Altenheim sprechen Viktor und Thilde die Ärztin des Heims empört auf die schlechte Behandlung der Großmutter an. Die Ärztin, die ihre Patientin mit Psychopharmaka so vollpumpt, daß diese kaum mehr die Augen aufschlagen kann, hält ihnen die harte Realität entgegen:

„Wer aber keine Zeit für seinen Nächsten habe, . . . der solle doch die Frage nach der Schuld auf sich beruhen lassen. Der soll doch ehrlich sein und sagen: in unsere Welt der Nützlichkeit paßt eine kranke Alte nicht hinein. Solange sie den Haushalt führen und die Kinder hüten kann, ist sie noch unentbehrlich, wenn sie dann aber selbst Betreuung braucht, schickt man sie weg ins Heim — mit anderen Worten: man verurteilt sie. Unfähigkeit zur Arbeit heißt die Schuld; die Strafe dafür ist Verbannung und Enteignung“³⁶).

De Bruyns Roman ist ein melancholisches Stück Literatur aus einer Zeit des Übergangs, in der das Alte nichts mehr gilt und das Neue sich noch nicht herauskristallisiert hat. Dazwischen liegt der Alltag.

Ein rechtes Stück Biedermeier-Literatur ist hingegen der neue Erzählungsband von Hermann Kant „Bronzezeit. Aus dem Leben des Buchhalters Farßmann“ (1986). Auch Kants Erzählungen handeln

³⁶) Ebd., S. 198.

vom Alltag. Nehmen wir die Titelgeschichte „Bronzezeit“, in der der Buchhalter Farßmann zum Förderer des nationalen Erbes wird. Dieser F. wird beauftragt, die Chronik seines Betriebes zu schreiben. Beim Studium der historischen Papiere stößt er nicht etwa nur — dies wäre in einer Erzählung vor zwanzig Jahren noch der Fall gewesen — auf die Spuren des Faschismus, sondern auf ein Reiterstandbild, auf *das* Reiterstandbild Friedrichs des Großen. Das gelangte zu einer Zeit, als das monarchische und militärische Erbe noch keine Konjunktur hatte, über einen Schrottabnehmervertrag in den Besitz seines Unternehmens, einer Orden fabrizierenden Fabrik, wurde in zwei Hälften geteilt und je zu einer Hälfte im Goldfischteich und im Sockel der betriebseigenen Tischtennisplatte verarbeitet. Und weil nun, zu heutigen Zeiten, Erbe ein heiliges Gut ist, wird das Reiterstandbild wieder restauriert und der Buchhalter als rechter Erbeverwalter geehrt.

Oberflächlich, aber auch nur oberflächlich, besitzt diese Geschichte einige Anklänge an Kafka: Der Buchhalter, die Verwicklungen, das Labyrinth des Lebens. Aber bei der Übersetzung in den real existierenden Sozialismus kommt eben pures Biedermeier heraus. Und dies geschieht so: Statt die Untiefen des Bürokratismus, seine unfreiwillige Komik, auch seine Beängstigungen darzustellen, führt der Autor die Umwelt des Buchhalters als etwas vor, dem aller Schrecken gewichen ist und in dem man sich so richtig heimisch und heimelig fühlen kann. Die Ironie ist auf ein solches Minimum geschrumpft, daß sie sich in ihr Gegenteil verkehrt: Bürokratismus ist nett. Alles, was irgend Anlaß zu Satire, Ironie und Kritik bieten könnte, wird nidergebügelt auf ein schlechtes Mittelmaß. Ja, so ist's im Sozialismus, will uns der Autor verraten, nicht schlecht und manchmal auch nicht gut . . . Eine Erzählung vorne so hinten wie hoch, wie der Volksmund so schön sagt, und so ist der ganze Band. Er ist harmlos und hermetisch. Nicht eigentlich Literatur der achtziger Jahre, in seiner Schreibhaltung eher den sechziger Jahren zuzurechnen.

Scharf sticht dagegen der „Hinze-Kunze-Roman“ (1985) von Volker Braun ab. Er bietet zugleich ein Schelmenstück über die Autorität und ein Lehrstück über die Last des „Leitens“, frei nachempfunden den Geschichten von Brechts „Herr Puntila und sein Knecht Matti“. Handlung findet nicht statt. Es sind die Dialoge zwischen Kunze, dem von Termin zu Termin hetzenden Parteifunktionär, und Hinze, seinem räsonnierenden Chauffeur, die das Ganze tragen. Manchmal ergreift auch die Erzählerperson, die immer in Reichweite steht, das Wort. Da trifft man dann auf Kurzsatiren wie die folgende:

„Die Frage nach dem gesellschaftlichen Interesse ist zweifellos die fruchtbarste für die Literatur, und ich finde es wohlthuend und ermutigend, daß sie immer wieder gestellt wird. Dies kommt mir nicht von ungefähr in den Sinn. Ich habe es mit der Buttermilch eingesogen in den Hungerjahren. Glückliche Umstände, die mich bildeten, unter denen auch der abstrakte Begriff, mangels greifbarer Dinge, materielle Wucht bekam. Die Gesellschaft, ein armes, aber gesprächiges Luder, saß immer mit am Tisch (wie jetzt am Schreibtisch), sie verlangte, daß man an sich selbst dachte, indem man an sie dachte, indem man an sich dachte; es wurde nur problematisch, wo sie einem das Denken abnahm. Da stimmte dann alles in der Stube überein, nur man stand draußen. Aber ich verplaudere mich. Die Literatur ist eine Angelegenheit des Volkes, sagt Kafka. Es lebt, genauer: es lebe die Übereinstimmung der persönlichen und gesellschaftlichen Interessen, ich erkläre mich damit einverstanden . . .“³⁷⁾

Hier ist nun wirklich alles hineingepackt: der Dogmatismus der fünfziger Jahre, die Verzerrungen der Wirklichkeit in der Literatur, die Vergewaltigung der Künstler, das auf Parolen heruntergekommene Verhältnis zwischen Literatur und Politik. Dies sagen zu können, ist in den achtziger Jahren möglich; es ist daher auch ein Stück Literaturgeschichte, was uns hier vorliegt.

Will man dem „Hinze-Kunze-Roman“ glauben, so sind die herrschenden Leiterpersönlichkeiten, die Politiker und Wirtschaftsfunktionäre in den achtziger Jahren mehr denn je aufs Volk angewiesen. Von der Last des Leitens fast erdrückt, suchen sie Trost beim einfachen Mann oder im Schoß der einfachen Frau. Aber es läßt sich auch das lesen: Diese bierernsten Leiterpersönlichkeiten sind nun an einem Punkt angelangt, wo sie der Farce nicht mehr entgehen können. Schön wär's.

Ein einheitliches, gar repräsentatives Bild von der Literatur der DDR in den achtziger Jahren läßt sich nicht gewinnen. Prägend ist der Eindruck, daß es viele Literaturen und nicht eine Literatur in der DDR gibt. Der Generationswechsel (als ästhetischer Wechsel und als Veränderung in der Erkenntnishaltung) ist im Gange. Er wird mehr von den jüngeren, aber auch von einigen älteren Schriftstellern repräsentiert. Nachhaltig hat mich beeindruckt, wie genau, manchmal ans Selbstquälerische grenzend, einige der jüngeren Autoren versuchen, den Zwischenräumen der Realität, der Spannung zwischen Ich und Außenwelt, zwischen Erkenntnis und Ideologie, zwischen Gesagtem und Ungesag-

³⁷⁾ V. Braun, Hinze-Kunze-Roman, Halle-Leipzig 1985, S. 59.

tem sprachlich auf die Spur zu kommen. Um was es dabei geht, formuliert Gert Neumann in seinem Buch „Elf Uhr“ (1981) fast programmatisch:

„Ich . . . antwortete deutlich: daß ich glaubte, damit beschäftigt zu sein, die Realität zu untersuchen, weil ich den immer stärker werdenden Verdacht hätte, daß sie ganz anders organisiert sei, als die Sätze, die es über Realität gäbe. Es sei mir eigentlich unerträglich, sagte ich, daß das allgemeine Be-

ußtsein vom Zustand der öffentlichen Sätze, die über die Realität gesprochen seien, nicht über das Stadium der Verachtung hinauskäme, und deshalb die Wirklichkeit, die ich als ein Werk des Freiheitswillens betrachtete, immer dauernd abwesend sei.“³⁸⁾

³⁸⁾ G. Neumann, *Elf Uhr*, Frankfurt/M. 1981, S. 229.

Kulturelle Affinität oder Diskulturalität?

Wechselwirkungen in der Literaturentwicklung beider deutscher Staaten

I. Zwei deutsche Literaturen?

Das Ende des Zweiten Weltkrieges bedeutete auch das — je nach Ansicht vorläufige oder dauerhafte — Ende der Einheit Deutschlands, die ja erst wenige Generationen alt gewesen war. Über die Frage, wie sehr die beiden deutschen Staaten und Gesellschaften auseinanderdriften, gibt es durchaus verschiedene Meinungen. Entsprechende Einschätzungen sind unablässig mit dem politischen Standort verbunden.

So hat im Sommer 1986 Ralf Dahrendorf festgestellt, daß die traditionelle Analyse der Systeme in Ost und West nicht mehr trägt: „Die Frage, wie wir die politischen Systeme von Ost und West beschreiben, ist von mehr als akademischem Interesse. Wer in der Sowjetunion das Reich des Bösen sieht, wird eine andere Politik betreiben als der, der alle industriellen Gesellschaften auf ähnlichen Wegen vermutet.“

Dahrendorf findet mit Recht, daß alte Etiketten und Theorien sich abgenutzt haben und polemisiert vor allem gegen die Totalitarismus-These: „Totalitär ist im strengen Sinne nur ein Regime, das alle Bewohner ständig zum Zweck der Erhaltung völlig zentralisierter Machtausübung mobilisiert. Es ist total in seinem Anspruch auf die Zeit und das Leben der Menschen, damit in seiner Machtausübung.“

Dahrendorf verweist nachdrücklich darauf, daß die meisten westlichen Gesellschaften dem Bild moderner offener Gesellschaften näher sind als die des Ostens. Aber die Unterschiede will er eher graduell sehen und stellt die rhetorische Frage: „Wie demokratisch sind eigentlich die Demokratien? Auch da gibt es beträchtliche Unterschiede. Wer entscheidet tatsächlich über bestimmte Grundfragen wie das Maß der Rüstung oder die Form der Energieversorgung oder die Stabilität der Währung? Das Volk? Die Parlamente?“¹⁾

Es versteht sich, daß Widerspruch nicht ausblieb. Von konservativer Seite wurden Dahrendorfs Nuancierungsversuche als „scheinkluge Formeln“ kri-

tisiert und wiederum der „scharfe und prinzipielle Gegensatz der Systeme“ hervorgehoben, wie er durch das Kriterium Freiheit markiert sei²⁾.

Unzweifelhaft ist, daß eine prinzipielle Verschiedenheit in den zentralen politischen, gesellschaftlichen, ideologischen Fragen und Einrichtungen zwischen den beiden deutschen Staaten besteht. Heute wird man von einer kulturellen Sonderentwicklung der beiden deutschen Staaten ausgehen müssen. Doch die Frage ist, wie weit diese reicht, wie sie einzuschätzen ist. Gewiß ist es zu einfach, ja geradezu falsch, den Befund einer kulturellen Sonderentwicklung auf die Frage zuzuspitzen, ob es nun zwei deutsche „Literaturen“ gebe. Marcel Reich-Ranicki³⁾ hat die Diskussion darüber zusammengefaßt und sich der These Hans Mayers angeschlossen, daß diese Frage „mit einem schroffen Ja oder Nein . . . nun einmal nicht entschieden werden kann“⁴⁾. Die Fragestellung selber stammt aus der Zeit des Kalten Krieges, in der gern behauptet wurde, bald könnten Deutsche nicht mehr miteinander reden. Das war gewiß eine überspannte These, und die seinerzeit gern unterstützten Forschungen zur sprachlichen Sonderentwicklung der beiden Deutschlands haben wenig genug erbracht. Doch noch 1972 hat z. B. Fritz Raddatz diese Vorstellung aufgenommen und „witzig“ ausgesponnen: „Es ist zu berücksichtigen, daß es inzwischen Ostdeutsch und Westdeutsch gibt: man muß wissen, daß ein Biwa-Laden ein Spezialladen für billige Waren ist und daß in der DDR ein „Jugendobjekt“ nicht Chiffre für Haschisch ist, sondern für eine von Jugendlichen geleitete Baustelle oder Produktionsstätte.“

Man muß wissen, ließe sich entgegenen, daß ein paar Ausdrücke noch keine eigene Sprache begründen. In der Bundesrepublik sagt man Plastik, in der DDR Plast oder Plaste — das ergibt bessere Reim-

²⁾ Peter Graf Kielmansegg, Wandel ohne Annäherung, in: DIE ZEIT vom 25. Juli 1986.

³⁾ Marcel Reich-Ranicki, Zur Literatur der DDR, München 1974, S. 7 ff.

⁴⁾ Hans Mayer, Zur deutschen Literatur der Zeit, Zusammenhänge, Schriftsteller, Bücher, Reinbek 1967, S. 347.

möglichkeiten, aber noch kein ‚Ostdeutsch‘⁵⁾. Es ist ja auffällig — und dies begründet die Bedeutung der Literaturtradition —, wie wenig es gelungen ist, die Glücksvorstellungen der Menschen wirklich umzukrempeln. Familie, Wohnung oder gar ein Haus mit Garten — notfalls Datscha geheißen — sind für die meisten immer noch anziehender als ein Lob von oben oder eine Auszeichnung. Und was als Sehnsuchtsstoff das Herz der Dichtungen ausmacht, ist in den beiden Deutschlands sehr viel weniger verschieden, als es die Kulturbehörden wahrhaben wollen.

Auch die Literaturwissenschaftler, zur Betonung der Nuance verpflichtet, heben zu leicht auf die Verschiedenheiten ab und sparen sich zumeist die Frage, wie weit diese reichen. Noch 1983 heißt es in einer weitverbreiteten Darstellung: „Dieser Beitrag unternimmt den Versuch, den epochalen Charakter zumindest eines Teils der in der DDR entstandenen Lyrik ausfindig zu machen, einen Charakter, der sie historisch und literarisch unverwechselbar im Ver-

hältnis zur vorher und gleichzeitig andernorts geschriebenen Lyrik in deutscher Sprache macht. Daß dieses Epochenphänomen sich herausgebildet hat, hängt nicht nur mit der nun schon über dreißigjährigen Eigenstaatlichkeit der DDR zusammen, sondern mit einer schrittweise entstandenen eigenen kulturellen Identität bzw. mit der ‚Diskulturalität‘ der beiden deutschen Staaten, einer in Ökonomie und Lebensweise gegründeten gesamtgesellschaftlichen Verschiedenheit.“⁶⁾

Richtig daran ist, daß die literarische Moderne in der DDR viel schwerer durchbrach, daß das Traditionsverhältnis unter dem Stichwort „humanistisches Erbe“ positiver bestimmt ist; demgegenüber gilt, daß es auch in der Bundesrepublik etwa zwei Jahrzehnte dauerte, bis die „Weltsprache der modernen Poesie“ das Gesicht der Gegenwartsliteratur prägte. Doch kann nicht geleugnet werden, daß die Lesekultur in der DDR auf anderen Voraussetzungen aufruh, z. B. der Medienkonkurrenz viel weniger ausgesetzt ist als die im Westen.

II. Wechselwirkungen und Wechsler

Die Versuche zu einer schroffen Entgegensetzung der Literatur der DDR und der Bundesrepublik Deutschland sind letztlich alle noch dem Konzept einer deutschen Nationalliteratur verpflichtet, wie es die Germanistik des 19. Jahrhunderts bereitstellte und wie es im Laufe der deutschen Geschichte zunehmend politisch instrumentalisiert wurde. Die „Einheit“ einer deutschen Literatur behaupten zu wollen, ist ohnehin ein hochideologisches Unterfangen; die Anstöße der Studentenbewegung („Schlagt die Germanistik tot/ macht die blaue Blume rot“) haben gezeigt, was alles vernachlässigt worden war (nicht nur die Arbeiterliteratur und die politische Lyrik, auch so zentrale Figuren wie Georg Büchner oder Richtungen wie das Junge Deutschland), um den Kanon deutsch-national zu erhalten. So ist die gegenwärtige Entspannung vorzuziehen, die in der deutschen Literatur bzw. in der Germanistik nicht mehr die Garanten einer deutschen Identität sucht, der Ausdrücke wie „Überfremdung“ suspekt geworden sind und der Überschneidungen lieber sind als Abgrenzungen.

Das war nicht immer so. Entspannung setzt die (weitgehende) Anerkennung des anderen voraus. Eine der zentralen ideologischen Grundlagen des

Kalten Krieges war ja das (verzerrte) One-World-Konzept, wie Roosevelt es formuliert hatte: die mit deutlichem Sendungsbewußtsein gepaarte Überzeugung beider Seiten, die richtige Lösung für die Zukunft der Völker bereitzuhalten. Dazu gehörte ebenso die geradezu prinzipielle Verkenning der anderen Seite. Die These, daß die Gegenseite nichts als Unterdrückung bezwecke (wenigstens tendenziell), sei es als Totalitarismus, sei es als Imperialismus, machte jede Verständigung unmöglich. Im Westen hieß man den Kommunismus eine „Spottgeburt aus Dreck und Feuer“, im Osten sprach man im Blick auf den Westen von krimineller Clique, Spitzeln und Kriegsverbrechern — so Johannes R. Becher 1950 auf dem „Kongreß für kulturelle Freiheit“ über die westlichen Schriftsteller⁷⁾.

Erst ein Titel wie „Der geteilte Himmel“ von Christa Wolf (1963) verließ deutlich und entschieden die Denkgewohnheiten des Kalten Krieges. Teilung setzt ja ein Minimum an Koexistenzbereitschaft voraus, und man versuchte nun, beide Seiten differenzierter zu sehen. Es ist der republikflüchtige Manfred, der beim Abschied von der in der DDR bleibenden Rita das Titelbild beschwört: „Den Himmel wenigstens können sie nicht zerteilen“.

⁵⁾ Vgl. dazu Wolfgang Emmerich, *Kleine Literaturgeschichte der DDR*. Darmstadt-Neuwied 1985³, S. 219 ff.

⁶⁾ Wolfgang Emmerich, *Lyrik der Deutschen Demokratischen Republik*, in: *Geschichte der deutschen Lyrik*, hrsg. von Walter Hinderer. Stuttgart 1983, S. 576.

⁷⁾ Vgl. vom Verfasser, *Der Kalte Krieg und seine literarischen Auswirkungen*, in: *Neues Handbuch der Literaturwissenschaft*, Literatur nach 1945, Bd. I, hrsg. von Jost Hermand, Wiesbaden 1979, S. 61—117 (S. 86).

sagte Manfred spöttisch. — Den Himmel? Dieses ganze Gewölbe von Hoffnung und Sehnsucht, von Liebe und Trauer? ‚Doch‘, sagte sie leise. ‚Der Himmel teilt sich zu allererst.‘⁸⁾

Eine Aufmerksamkeit für die Entwicklungen auf der anderen Seite, die jeweils die Abweichungen vom als ‚normal‘ gesetzten eigenen Kulturmuster registriert, ist noch den fünfziger Jahren verpflichtet und keiner Selbstverständigung, weder hier noch dort, förderlich. Peter Rühmkorf konnte noch 1963 der „bundesdeutschen Durchschnittspoese“ den Vorwurf machen, daß sie sich „an Voraussetzungen gebunden zeigt, die mehr und mehr als Hemmschuh und Maulkorb sich erweisen“. Gemeint war das ideologische Erfordernis, als freies Gegenstück zur Indienstnahme des Schreibens, zum totalitären Osten paradieren zu müssen:

„Wie aber heißt der Kurs, und wie verläuft die Strömung? Die Antwort, nur auf den ersten Blick erstaunlich, lautet: daß das Kursbuch deutscher Gegenwartspoetik sich wie ein Negativ liest dessen, was im östlichen Teil unseres Landes verordnete Kunstideologie ist. Da findet sich zu jeder Forderung die Gegenthese, zu jeder Regel das Pendant, zu jedem Topf der Deckel, zu jedem Ja das Nein und jedem Nein das Doch, und am Ende drängt sich der Verdacht auf, daß beide Richtungen sich auf sinnige Art bedingen, und daß hier unversöhnlich gegeneinander steht, was sich ergänzt. Dort die Gesellschaft — hier das Ich, dort Dienstbarkeit — hier Freiheit, dort der Gebrauchstext — hier das Objekt an sich, dort Propaganda — hier der Monolog, dort Wirklichkeitsveränderung — hier Wirklichkeitseinfremdung, dort Fortschritt — hier Lage, dort Traktoren — hier Kristalle, dort Botschaften — hier Strukturen, dort Raumpiloten — hier Fremdlinge, dort dies — und hier das Echo und nur nirgends ein Minimum an Bereitschaft, den eigenen Regelkanon zu durchbrechen.“⁹⁾

So ist es auch eine Hauptthese für die achtziger Jahre, daß es einer gewissen Autonomie der Kultur bedarf, damit es zu Annäherungen kommen kann. Ein Argument, das sich auch umkehren läßt: daß sich in den achtziger Jahren zahlreiche und wesentliche Konvergenzen beobachten lassen, erlaubt den Schluß auf eine zunehmende Autonomie kultureller Entwicklungen. Für die siebziger Jahre lassen sich da viele Beispiele von Wechselwirkungen geben. Ich greife eines heraus.

Berühmt geworden ist Ulrich Plenzdorfs Stück „Die neuen Leiden des jungen W.“ (1972): Es knüpft an

⁸⁾ Christa Wolf. *Der geteilte Himmel*. Berlin-Weimar 1963. S. 253.

⁹⁾ Peter Rühmkorf. *Die Jahre, die Ihr kennt. Anfälle und Erinnerungen*. Reinbek 1972. S. 142.

die neuromantische Tradition der Taugenichts-Erzählung an, die in den fünfziger Jahren in den USA eine neue Blüte erlebt hatte (Kerouac, Salinger, Brautigan u. a.) und eigentlich im Sozialismus nicht vorkommen dürfte, klagt diese Gattung doch unbefriedigte Sehnsüchte ein, mit einer deutlichen Weigerung, sich dem Kult der Moderne anzuschließen. Entsprechend heißt es in der offiziellen DDR-Literaturgeschichte (1976) auch stirnrundelnd: „Der Autor löste die Dialektik von objektiven Möglichkeiten und subjektiver Verantwortung in der Personenentwicklung im ganzen noch nicht befriedigend.“¹⁰⁾

Freilich hat der Autor sich nicht beirren lassen und hat die Tendenz zur Entideologisierung des Schreibens fortgesetzt. An der Schwelle der achtziger Jahre konstatiert Hans Kaufmann vom Zentralinstitut für Literaturgeschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR eine „veränderte Literaturlandschaft“ und bemerkt zu Plenzdorfs „Legende vom Glück ohne Ende“: „Alltag in der DDR erscheint weder als historische Errungenschaft noch als enttäuschte hohe Erwartung, sondern als eine in ihren Voraussetzungen nicht diskutierte, von den Personen erlebte und selbstverständlich mitgetragene ‚Gegebenheit‘. Es gibt nur diese Welt und keine andere; ihr ist ein menschenwürdiges Leben abzugewinnen.“¹¹⁾

Das spiegelt — in bedeutsamer Verspätung — jene Freigabe des künstlerischen Auftrags, der künstlerischen Auffassung wider, für die Erich Honeckers vielzitierte Parteirede vor dem 4. ZK-Plenum vom Dezember 1971 das Stichwort gab: „Wenn man von der festen Position des Sozialismus ausgeht, kann es meines Erachtens auf dem Gebiet von Kunst und Literatur keine Tabus geben. Das betrifft sowohl die Fragen der inhaltlichen Gestaltung als auch des Stils — kurz gesagt: die Fragen dessen, was man die künstlerische Meisterschaft nennt.“¹²⁾

Bekannt ist, daß der Spielraum, den das einleitende „Wenn“ bot, reichlich genutzt wurde, daß diese Sätze keineswegs ein Wegweiser in Richtung einer autonomen Kultur waren, daß nach anfänglichen Erleichterungen die restriktive Kulturpolitik härter denn je zuschlug und daß viele Künstler, Musiker und Autoren in den Westen gingen, weil ihnen in der DDR die Lebensluft abgeschnitten war. Manche davon mit einem Dauervisum, das neuerdings

¹⁰⁾ Autorenkollektiv unter der Leitung von Horst Haase u. a. *Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart*, 11. Band (= *Literatur der Deutschen Demokratischen Republik*). Berlin 1976. S. 688.

¹¹⁾ Hans Kaufmann, *Veränderte Literaturlandschaft*, in: *Tendenzen und Beispiele. Zur DDR-Literatur in den siebziger Jahren*. Leipzig 1981. S. 9.

¹²⁾ Vgl. W. Emmerich (Anm. 5), S. 178.

üblicher wird: Wolf Biermann, Bernd Jentsch, Reiner Kunze, Jurek Becker, Sarah Kirsch, Günter Kunert, Thomas Brasch, Rolf Schneider, Erich Loest, Stefan Schütz, Bernd Wagner, Katja Lange-Müller, Rüdiger Rosenthal, Sascha Anderson, Wolfgang Hilbig, Uwe Kolbe, um nur einige zu nennen. Für den umgekehrten Weg, in den fünfziger und sechziger Jahren noch gelegentlich begangen (z. B. von Adolf Endler, Christoph Hein, Gisela Kraft u. a.), gibt es in letzter Zeit kaum mehr Beispiele.

Offensichtlich war „die subjektive Erfahrung widerspruchsvoller Wirklichkeit“¹³⁾ nicht gefragt, nicht in die Kulturpolitik der DDR integrierbar. Wenn sich seit den achtziger Jahren eine Wandlung in dieser rigorosen Ablehnung abzeichnet, so vielleicht auch aufgrund der Einsicht, daß der Versuch, eine Dialektik ohne Widersprüche zu denken, selber ein Widerspruch ist und zur Verödung nicht nur der Kunst führt.

Die „Wechsler“ sind nicht ohne weiteres dem Westen „preisgegeben“ worden, die Verbindungen lassen sich nicht beliebig abschneiden, auf vielfältige Weise wirkt deren Werk zurück auf die Literaturszene in der DDR. Auch daß viele zentrale Werke der DDR-Literatur nur im Westen erscheinen können (Wolfgang Hilbig, Lutz Rathenow, Gert Neumann seien für viele andere erwähnt), ist nicht nur als „eingebürgerte Ausbürgerung“ (Stefan Heym) zu werten, sondern trägt zu einer verschränkten Rezeption bei, sichert einen (nicht nur politischen) Aufmerksamkeitswert im Westen¹⁴⁾ und eine

„klandestine“ Lektüre im Osten¹⁵⁾. Das Denken in Blöcken und die zugehörigen Ideologien sind ohne Zukunft, was auch die Frage nach der Eigenständigkeit der DDR-Literatur relativiert: Die bundesrepublikanische Literatur ist in der DDR inzwischen gut vertreten, und Rühmkorfs satirisch-polemische Entgegensetzungen gehen gewiß so nicht mehr auf.

Ob das Ziel einer autonomen Kultur¹⁶⁾, einer „unmittelbaren Mündigkeit“, die dort beginnt, „wo das Bevormundungswesen oder Vormundchaftswesen endet“¹⁷⁾, erreicht oder nahegerückt ist, scheint mir indes fraglich; man vergleiche das große Gedicht „Vom Mündel“ im letzten Gedichtband von Richard Pietraß: Die Freigabe/das Freikommen gelingt nicht. Das Gedicht beginnt: „Wenn dem Mündel wohl ist, macht es einen Knicks und bittet den Vormund, seine Hand lassen zu dürfen für ein paar Tage.“ Es endet mit dem lakonischen Vers, der die Rückkehr anzeigt: „Dann faßt es die kalte Hand.“¹⁸⁾

Ohnedies weiß man, daß der Eingriffe noch zu viele sind, der erzwungenen Rücksichtnahmen auch. Und dennoch läßt sich für die achtziger Jahre eine sehr weitreichende Übereinstimmung von thematischen und formalen Tendenzen behaupten, was, wie bemerkt, auf eine zunehmende Autonomisierung der Kultur zu deuten scheint. An einigen Theoremen, welche die gegenwärtige Literaturszene bestimmen, sei diese Grenzüberschreitung verdeutlicht.

III. Individualität: das Konzept „Körperlichkeit“

Der gegenwärtigen Kulturdiskussion zufolge ist eine Rückkehr zu den Sinnen „angesagt“, und man redet von einer „Wiederkehr des Körpers“, so als ob dieser eine Weile „weggewesen“ sei¹⁹⁾. Es ist ein

ambivalentes Theorem, das viel Reiz hat. Wer empfindet nicht die Unwirtlichkeit moderner Lebenswelten, etwa der riesigen Schlafstädte, als Gewalt am leiblichen Dasein? Das Problem dieses Theorems ist jedoch, daß es leicht den kritischen Impuls in Geistfeindlichkeit umschlagen läßt.

¹³⁾ Rüdiger Thomas, Kulturpolitik und Künstlerbewußtsein seit dem VIII. Parteitag der SED, in: Gert-Joachim Glaesner (Hrsg.), Die DDR in der Ära Honecker, Politik-Kultur-Gesellschaft, Opladen 1988 (im Druck).

¹⁴⁾ Vgl. ebd.

¹⁵⁾ Vgl. Egmont Hesse, Geheimsprache „Klandestinität“, Gespräch mit Gert Neumann, in: Neue Rundschau, 98 (1987) 2, S. 5–20. Gert Neumann geht davon aus, „daß Sprache permanent mißbraucht wird“, das zukünftige Schreiben müsse uns „aus und von der Macht der Worte entfernen“. Entsprechend will er versuchen, „die Beschäftigung mit den Fragen der Wahrheit in der Praxis“, für ihn „Gespräch“ heißen. „jenseits der Praxis erscheinen zu lassen“, was er mit Gilles Deleuze „Klandestinität“ nennt. — „Klandestinität“ stammt aus dem Lateinischen (clandestinus) und bedeutet dem Sinne nach „heimlich“, im „Verborgenen“.

Nun vermag aber die DDR-Lyrik z. B. zu zeigen, daß Körperlichkeit ein ursprünglich aufklärerisches Motiv ist: Der Bezug auf den Leib meint die Basis eines jeden Widerstandes gegen Fremdverfügung.

¹⁶⁾ Vgl. R. Thomas (Anm. 13).

¹⁷⁾ Elke Erb, im Vorwort zu Sascha Anderson/dies. (Hrsg.), Berührung ist nur eine Randerscheinung, Neue Literatur aus der DDR, Köln 1985, S. 12.

¹⁸⁾ Richard Pietraß, Vom Mündel, in: ders., Spielball, Gedichte, Berlin-Weimar 1987, S. 56 f.

¹⁹⁾ Vgl. Dietmar Kamper/Christoph Wulf (Hrsg.), Die Wiederkehr des Körpers, Frankfurt 1982. Vgl. dies. (Hrsg.), Das Schwinden der Sinne, Frankfurt 1984.

In einer Hymne, die das Goethesche Prometheus-Gedicht zum Vorbild hat, denkt Volker Braun die Revolution, die „Verschwörung der Gleichen“, als Demokratie des Leibes²⁰⁾.

„Ich bewege mich auf dem Boden der Gesetze
Gewiß doch, ihr Lieben!
Meines Herzens, das in jedem Körper schlägt
Legal und zerstörerisch, unzüchtig und sanft.

Ich vereinige die wirkliche Sehnsucht
Und die unwirklichen Küsse
Die Verzweiflung und die Detonationen
Der Sinne.

Ich kenne kein Protokoll und keine Chefs
Ich nehme keine Befehle entgegen
Ich folge dem gemeinsamen Ratschluß meiner Glieder.

Ich konstituiere mich
Für eine Verschwörung der Gleichen.“

Das berührt sich vielfältig mit „körperlichen“ Tendenzen der westlichen Lyrik und Kulturdiskussion, welche die „Wirklichkeit der Sinne“ gegen den verfügbaren Gestus aller Herrschaftsausübung auspielen. Ein Gedicht des jungen Nürnberger Poeten Gerhard Falkner aus dessen Lyrikband „so beginnen am körper die tage“ (1981) lautet:

„siehst du, ich habe das auge aufgestemmt.
mit dem werkzeug der stimme
habe ich freigelegt das zittern seiner linse.

ich habe die netzhaut durchlässig gemacht
für den einspruch der körper
ihre ratlosen schatten und stürze.

ich habe seine krümmung verspannt mit dem
vertikalen fall des fleisches
außen, abseits, ans unerträgliche hin“²¹⁾.

Dieses Gedicht entfaltet wesentliche Theoreme einer zeitgenössischen Poetologie: die Absage an die Widerspiegelung, d. h. an die fast besinnungslose Herrschaft des „Bildes“ in der Dichtung; die Auffassung der Stimme als Werkzeug, was nicht nur das Wort gegen das Bild ausspielt, sondern es zugleich auch als Artikulation, als „körperlichen“ Ausdruck faßt; so bekommt der „einspruch der körper“ wieder Anteil an der Poesie.

²⁰⁾ Volker Braun, Statut meiner Dauer, in: ders., Training des aufrechten Gangs. Halle-Leipzig 1981, S. 7 f.

²¹⁾ Vgl. Peter Gay, Erziehung der Sinne. Sexualität im bürgerlichen Zeitalter. München 1986.

Das große Gedicht von Wolfgang Hilbig „Stimme Stimme“²²⁾ hat gezeigt, wie wichtig das Theorem „Körper“ für die DDR-Lyrik ist. Dies zeigt auch ein schönes Gedicht von Uwe Kolbe aus dem neuen Band „Bornholm II“ (1986). Es heißt „Sehnsucht“ und benennt damit das Grundmotiv der Rückwendung auf den Körper. Es ist ein romantisches Motiv. Eichendorffs eigene Liedersammlung beginnt mit dem Gedicht „Frische Fahrt“, in dem die Zeilen stehen: „Und ich mag mich nicht bewahren!/Weit von euch treibt mich der Wind . . .“ Entsprechend werden in jeder der vier Strophen Kolbes „Segel gesetzt“; jede Strophe gilt einem anderen Sinnesorgan: Ohren, Nase, Mund und Auge. Es ist eines der schönsten Gedichte gegenwärtiger (DDR-)Lyrik, die letzte Strophe lautet:

„Das Auge, was da ins Auge fällt,
frei ihm gesucht aus der Angst,
über die Dächer hinweg, über
den Strom zu dem Segel hin,
das kleine, das Beiboot,
das treibende Auge.“

Bei allen Übereinstimmungen ist jedoch ein unterschiedlicher Ansatz festzuhalten, der das Körper-Theorem auch verschieden gewichtet. Volker Braun läßt ein aufklärerisches Konzept wiederaufleben, die — den Schluß von „Emilia Galotti“ tragende — Idee, daß der Körper, die Sinne, das Herz und die Glieder sich als Basis der Selbstbestimmung begreifen, ja „konstituieren“ können. Das setzt — im Anspruch — eine Gesellschaftsform voraus, für die eine solche Berufung auf eine als ursprünglich gesetzte Gleichheit noch etwas besagt. Also im Klartext einen Sozialismus, der sich diesem Vorbehalt theoretisch nicht verschließen kann.

Im Westen hingegen ist die über die Medien und die Sozialisationsagenturen vermittelte Fremdbestimmung unserer Sinne und Gefühle²³⁾ eine so zentrale Erfahrung und Einsicht, daß solche Appelle als blauäugig verworfen werden. Auch wenn es in Kreisen einer postmodernen Ästhetik dazugehört, „dem Sinnschwund offensiv zu begegnen“, d. h. der „Inkriminierung des Auges, das als der Hauptsinn der Moderne und als Hebel der neuzeitlichen Körperpolitik gilt“, wird nur das Lob der Nahsinne entgegengesetzt: Geruch, Geschmack, Gespür bilden „nach wie vor ein festes Fundament für den Körper-einsatz“. Es sei „bloß ein von der Zivilisationspropaganda ausgestreutes Gerücht, daß sie beim Menschen verkümmert seien. Gerade weil die abstrakte

²²⁾ Dietmar Kamper/Christoph Wulf, Blickwende. Die Sinne des Körpers im Konkurs der Geschichte, in: dies. (Hrsg.), Das Schwinden der Sinne (Anm. 19), S. 11 ff.

²³⁾ Hilarion Petzold, Leibzeit, in: D. Kamper/C. Wulf (Hrsg.), Die Wiederkehr des Körpers (Anm. 19), S. 11 ff.

Gesellschaft der Ausbildung von Riech-, Schmeck- und Tastkulturen feindlich gegenübersteht, konnten diese nicht verallgemeinerungsfähigen Vermögen überdauern²⁴⁾.

Diese These übersieht das, was Peter Gay die „Erziehung der Sinne“ nennt. Und sie hat ihre Konsequenzen nicht gut genug bedacht. Das tat hingegen mit hinreißender Genauigkeit Patrick Süskind in seinem Roman „Das Parfum“, der sich nur als Parodie auf solche postmodernen Flausen begreifen läßt. Süskind zeigt deutlich, was von einer solchen These wie „Der einzige feste Ort ist unser Leib“²⁵⁾ zu halten ist. Die Leiber werden ohne Zögern verbraucht, wie das jeweilige Begehren es vorschreibt, dessen moralisch/soziale Einbindungen ja von der Postmoderne zu Hokuspokus erklärt sind. Der Wiedergewinn einer humanen Lebensperspektive wird zwar in Ost wie in West als Problematisierung des Zivilisationsprozesses begriffen, aber die neue Bezugnahme auf den Körper ist offenbar nur oberflächlich gesehen vergleichbar.

Allzu leicht wird unter bundesrepublikanischen Autoren vergessen, daß die „postmoderne“ Wiederentdeckung des Leibes diesen, der ja in der durch Sex, Mode, Werbung (= Entsublimierung) bestimmten Öffentlichkeit nur allzu präsent ist, nicht wörtlich meint. Gert Mattenklott bezieht sich auf Nietzsches Mythos-Begriff, „das zusammengesetzte Weltbild“, die „Abbeviatur der Erscheinung“, wenn er den „mythischen Leib“, als „Phantasma“ begriffen, zum Ansatzpunkt einer Kritik logozentrischer Vernunft macht: „Seine Vernunft ist die eines sympathetisch regierenden Ensembles, einer Konstellation unterschiedlichster physischer, psychischer und geistiger Energien.“ Mattenklott zitiert Nietzsches (postmodernes) Votum: „Meine Hypothese: das Subjekt als Vielheit“ und beruft die Mehrsprachigkeit des Leibes²⁶⁾. Einem solchen Phantasma die ästhetische Dimension wegzukürzen, wie das viele junge (westliche) Erzähler zur Zeit tun, hebt die ideologiekritische Potenz auf, die in ihm gelegen ist²⁷⁾. Die Körper-Literatur der „wilden, jungen Achtziger“, die allzu direkt die Verführungen der großen Städte preist, in denen einzig zu leben sei, wird denn auch unvermerkt in einem grundsätzlichen Sinne obszön.

Hingegen hält ein DDR-Autor wie Heinz Czechowski sehr bewußt und auch ästhetisch nachvoll-

ziehbar, die „historische Dimension“ fest, mit der Hans Kaufmann literarische Verfahren charakterisiert, „die eine zusätzliche Dimension der Sicht auf die Wirklichkeit erlauben“²⁸⁾. Dazu gehört (wie im Text-Zitat von Volker Braun bereits ersichtlich wurde) der Rückgriff auf den Individualitätsanspruch der Sturm-und-Drang-Periode, wie er sich etwa in Goethes Prometheus-Hymne verdichtet hat: „Wer half mir/Wider der Titanen Übermut?/ Wer rettete vom Tode mich./Von Sklaverei?/Hast du nicht alles selbst vollendet./Heilig glühend Herz?“ Und nach oben gewandt (Gott/Herr/Zeus/Obrigkeit), fährt der aufmüpfige Goethe fort – oder genauer: fragt der trutzige Titan in des jungen Goethe Rollengedicht: „Ich dich ehren? Wofür?“

Die trutzige Absage Volker Brauns („Ich kenne kein Protokoll und keine Chefs/Ich nehme keine Befehle entgegen“) läßt sich ebenso als Intertext zur Prometheus-Hymne lesen wie Heinz Czechowskis Gedicht „Was mich betrifft“ (1981)²⁹⁾, das mit den Trotz-Versen endet:

„Meine Vorzüge, ich gebe es zu,
Sind vergleichsweise gering; aber

Daß ich nicht kriechen kann
Und meine Farbe nicht wechseln

Je nach Belieben,
Ist auch eine Gnade, für die ich

Niemand zu danken habe,
Außer mir selbst.“

Die Absage an „die Zunge der Schlange“ und an „die Haut des Chamäleons“ bringt die Eigenart des menschlichen Leibes zur Geltung. Auf dem Ich zu bestehen („Was mich betrifft, / So bin ich ich“), wird hier zugleich eine Absage an alle Sozialisationsansprüche und „Maßnahmen“, wie sie zu den Früh- und Kampfzeiten des Sozialismus, zu dessen „heroischer Phase“ gehören.

Heiner Müllers Text „Mauser“ (1970) buchstabiert das noch radikal im Sinne der „Lehre“ durch; das Ich (des jungen, mit Töten beauftragten Genossen) wird, als es sich im „Auftrag“ verliert, vom Kontrollchor als Negation gesetzt, als Riß zwischen der Einsicht ins revolutionäre Handeln und dem Erlebnis der Mitmenschlichkeit. Heiner Müller probiert die orthodoxe Lesart durch: „Nicht Menschen zu töten ist dein Auftrag, sondern / Feinde. Nämlich der Mensch ist unbekannt.“ Der Chor korrigiert die

²⁸⁾ H. Kaufmann (Anm. 11), S. 28

²⁹⁾ Heinz Czechowski, Was mich betrifft. Gedichte. Halle/Saale 1981. Auch in: ders., An Freund und Feind. Gedichte. München 1983, S. 98 f.

²⁴⁾ Gerhard Falkner, siehst du . . . in: ders., so beginnen am Körper die Tage. Gedichte. Darmstadt-Neuwied 1984, S. 63.

²⁵⁾ Wolfgang Hilbig, stimme stimme, in: ders., STIMME STIMME. Gedichte und Prosa. Leipzig 1983, S. 36 ff.

²⁶⁾ Gert Mattenklott, Der übersinnliche Leib. Beiträge zur Metaphysik des Körpers. Reinbek 1982, S. 30.

²⁷⁾ Vgl. G. Mattenklott (Anm. 26), S. 31 ff.

Ansprüche des jungen Genossen, auf sich selber und seinen Gefühlen zu bestehen³⁰⁾:

„Denn das Natürliche ist nicht natürlich/
Sondern das Gras müssen wir ausreißen/
Und das Brot müssen wir ausspein/
Bis die Revolution gesiegt hat endgültig . . .“³¹⁾.

Nun läßt sich Heiner Müller nicht mit dem (Kontroll-)Chor identifizieren, und er hat ja diese Problematik auch weiter durchgearbeitet (vergleiche „Der Auftrag“); aber deutlich ist, daß in den achtziger Jahren diese Macher-Ideologie — gelegentlich auch mit dem Scheltwort „Moderne“ angesprochen — in Ost wie in West dubios geworden ist. Die Wiederaufnahme von Sturm-und-Drang-Tönen meint so auch eine Kritik an der (Dialektik der) Aufklärung, der nicht beliebig zu vertrauen ist.

IV. Mythos: die Selbstkritik der Vernunft

Das Interesse für mythische Themen und Gestalten zeichnet die DDR-Literatur in ganz besonderer Weise aus; doch gehört diese Rückwendung zum mythischen Wissen ebenso zur gegenwärtigen Literatur im Westen, wobei auch der österreichische Anteil zu betonen ist. Am berühmtesten ist vielleicht die „Kassandra“-Erzählung von Christa Wolf geworden. Sie kritisiert schonungslos die Männerherrschaft und den dazugehörenden Krieg, die schmale Vernunft unserer Lebenseinrichtung bis heute, und wählt dafür die trojanische Königstochter Cassandra als Sprecherin. Ihr war der Sage nach der Fluch zuteil geworden, die Zukunft vorauszusehen, aber keinen Glauben zu finden. Bei Christa Wolf wird Cassandra so als Trägerin eines *anderen* Wissens eingesetzt, das wir dennoch negieren: „Das hab ich lange nicht begriffen: daß nicht alle sehen konnten, was ich sah. Daß sie die nackte bedeutungslose Gestalt der Ereignisse nicht wahrnahmen.“³³⁾

³⁰⁾ Und ich hätte in diesem Sinne meine frühere Interpretation zu korrigieren. Vgl. vom Verfasser, Nämlich der Mensch ist unbekannt. Ein dramatischer Disput über Humanität und Revolution (Toller-Brecht-Müller), in: Wissen aus Erfahrungen. Werkbegriff und Interpretation heute. Festschrift Hermann Meyer, Tübingen 1976, S. 851—880.

³¹⁾ Heiner Müller, Mauser. (Texte 6), Berlin 1978, S. 59 ff. (S. 63).

³²⁾ Christa Wolf, Voraussetzungen einer Erzählung: Cassandra. Frankfurter Poetik-Vorlesungen. Darmstadt-Neuwied 1983, S. 122 ff.

³³⁾ Christa Wolf, Cassandra. Eine Erzählung, Darmstadt-Neuwied 1983, S. 49.

Christa Wolf formuliert das ganz ausdrücklich unter dem Theorem „Körperlichkeit/Sinnlichkeit“:

„Die Erkenntnis, die nicht durch die Sinne gegangen ist, kann keine andere Wahrheit erzeugen als die schädliche.“ Leonardo da Vinci. Wenn diese Einsicht — nach dem langen gefährlichen Experiment mit der abstrakten Rationalität, das im instrumentalen Denken endete — wieder fruchtbar würde: Dies wäre wirklich eine neue Renaissance des Bewußtseins. Was spricht dagegen? Daß die Sinne vieler Menschen — nicht durch ihre ‚Schuld‘ — verödet sind und daß sie, mit Recht, Angst davor haben, sie zu reaktivieren. Daß sie es vielleicht nicht mehr können. Was fehlte der Menschheit, wenn ihr der ‚europäische Mensch‘ genommen würde, wie es jetzt ins Auge gefaßt wird? Was können wir zu unseren Gunsten vorbringen?“³²⁾

Diese Haltung wird nun als die der Moderne begriffen, die alle Zeichen des selbstverschuldeten Untergangs negiert, und weder zu einem Frieden mit der Natur bereit ist noch zu einer Verständigung zwischen den Führungsmächten, den gesellschaftlich-politisch unterschiedlichen Systemen. Der Geist der Konkurrenz gilt als modern, während die Mythen von einer Einheit berichten, die das Gegenbild liefert.

Gert Mattenklott zitiert Nietzsches „Geburt der Tragödie“ mit den Sätzen: „Ohne Mythos aber geht jede Kultur ihrer gesunden schöpferischen Naturkraft verlustig; erst ein mit Mythen umstellter Horizont schließt eine ganze Kulturbewegung zur Einheit ab.“³⁴⁾ Der Mythos verheißt eine Wahrheit, eine Sinndeutung, eine ganzheitliche, tiefere Sicht und Zusammenschau, die von Unzufriedenheit mit modernen Denkmustern und Erklärungsmodellen zeugen. Er beansprucht ein Wissen, das allem Disput entzogen ist, beansprucht, Natur und Geschichte zu übersteigen; die Poesie wird sein Medium, beide „bindet keine Zeit“ (Goethe).

Nun ist, wie die ausführliche Mythos-Diskussion der letzten Jahre deutlich genug gezeigt hat, die Ambivalenz des Mythos-Begriffs kaum aufhebbar: Einmal steht er für die Sehnsucht nach dem Ursprung, nach einer neuen Lebenswärme, nach der „Enthirnung“ (Gottfried Benn), der Unterwerfung des Geistes unter die Natur, was auch als Heimkehr

³⁴⁾ G. Mattenklott (Anm. 26), S. 30.

des „verlorenen Ich“ gedacht wird. Der Ruf nach solchen Mythen und entsprechende Angebote geistern durch die gegenwärtige Erzählliteratur der Bundesrepublik, von Otto F. Walter, Peter Rosei, Klaus Hoffer, Silvio Blatter bis zu Botho Strauß und Peter Handke.

Vermutlich ist es das Marx'sche Mythosverbot³⁵⁾, das die DDR-Autoren vor einer sogenannten-unbefangenen Mythos-Adaption behütet. Wenn Siegfrieds Bad im Drachenblut das Muster einer Ich-Panzerung wird (bei Christoph Hein, in „Drachenblut“), so wird das doch vielfach gebrochen eingesetzt. Seine Ich-Erzählerin verständigt sich anrührend unverstündig mit sich selber: „Ich war überzeugt, daß ich niemals meine Distanz zu Menschen aufgeben durfte, um nicht hintergangen zu werden, um mich nicht selbst zu hintergehen. Ich war gegen mich gewappnet.“³⁶⁾ Wir werden zu Zeugen ihres Scheiterns, auch wenn sie am Ende des Buches nur Erfolg vermeldet: „Ich wüßte nichts, was mir fehlt. Ich habe es geschafft. Mir geht es gut.“ Diese letzten Sätze werten den mythischen Bezug (endgültig) um: Er half, sich den Gegenwärtigkeiten zu entziehen, das Ich so zuzurichten, zu kasernieren, daß es seinen Wünschen nicht mehr begegnen kann. Die heroische Attitüde wird als ungleichzeitig ausgestellt, damit die Fassungslosigkeit als einzig gleichzeitige Reaktion sich vermitteln kann.

Im Westen kommt die banale Mythos-Aneignung häufiger vor. Stephan Reinhardt kritisierte 1984 in der Frankfurter Rundschau das „Verlangen unserer Intellektuellen nach einer neuen Mythologie, die alles trägt“: „Wenn Mythos wie in der Antike oder im christlichen Mittelalter die legitimierte Rückführbarkeit von Handlungen, Gedanken und Gefühlen auf eine die Gesamtgesellschaft tragende Sinnquelle bedeutet — brauchen wir das heute noch, einen solchen starken Sinn, der wie ein starker Mann alle und alles trägt?“

Die Antwort der Philosophen, die sich um eine gewisse Rehabilitierung des Mythosbegriffs (nach Hitler und Rosenberg) mühen, lautet im ganzen: nein. Wenn die Forderung nach einer neuen Mythologie erhoben wird, so stets mit Hinweis auf das „älteste Systemprogramm“ des deutschen Idealismus: „Diese Mythologie aber muß im Dienste der Ideen stehen, sie muß eine Mythologie der Ver-

nunft werden.“³⁷⁾ Peter Bürger umriß im Sammelband „Mythos und Moderne“ (1983), was das heißen könnte: „In dem Maße, wie Rationalität das Leben der Menschen prägt, scheint daraus das zu verschwinden, was es allererst lebenswert machen würde. Dieses andere, das die Ratio nur als das ihr Widerstrebende, das Irrationale, zu fassen vermag, ist in der modernen Gesellschaft der Mythos. In ihn geht ein, was außerhalb des rationalen Diskurses bleibt: Hoffnungen ebenso wie Ängste, Lebenserwartungen und Todeswunsch. Das Problem des Mythos ist das seiner Abtrennung von der Vernunft.“³⁸⁾

Auch Hartmut und Gernot Böhme begreifen Mythos als Reaktionsbildung auf einen verkürzten Begriff von Rationalität und haben doch in ihrem Buch „Das Andere der Vernunft“ (1983) die Selbstkritik der Vernunft nicht-mythopoetisch zu entwickeln gesucht. Immerhin gerät das unvermerkt zu einem Plädoyer für ästhetische Erfahrung, für eine künstlerische, eine nicht-disziplinierte Weltdarstellung und Weltauffassung: „Das Andere der Vernunft: von der Vernunft her gesehen ist es das Irrationale, ontologisch das Irreale, moralisch das Unschickliche, logisch das Alogische. Das Andere der Vernunft, das ist inhaltlich die Natur, der menschliche Leib, die Phantasie, das Begehren, die Gefühle — oder besser: all dieses, insoweit es sich die Vernunft nicht hat aneignen können . . . Die Kriterien für Wirklichkeit: Einheit, Gesetzmäßigkeit, Zusammenhang dienen zugleich der Abwehr des Anderen, das als bloße Einbildung verworfen oder unter den Kategorien des Als-Ob virtualisiert wurde.“³⁹⁾

Mythos wird ein so wichtiger Begriff, weil er die Autonomie der Kunst impliziert, sie, mit einem Worte von Friedrich Schlegel, als „eine Rede“ auf faßt, „die ihr eignes Gesetz und ihr eigener Zweck ist“. So erklären sich auch die Bedenken sozialistischer Theoretiker und Politiker gegenüber dem Mythosbegriff⁴⁰⁾. Zentral für die gegenwärtige Aneignung, für die „Arbeit am Mythos“ (H. Blumenberg) ist, daß die ästhetische Dimension nicht einbezogen wird, daß die Konzepte „Natur“, „Frau“, „Jugend“, „Leib“, „Gemeinschaft“, „Kind“, „Heimat“ usw. nicht mythisiert und damit jeglicher Ver-

³⁵⁾ Vgl. dazu Wolfgang Emmerich, Antike Mythen auf dem Theater der DDR. Geschichte und Poesie, Vernunft und Terror, in: Dramatik der DDR, hrsg. von Ulrich Profitlich, Frankfurt 1987, S. 223 ff.

³⁶⁾ Christoph Hein, Drachenblut. Novelle, Darmstadt-Neuwied 1983, S. 51. Die DDR-Ausgabe erschien unter dem Titel „Der fremde Freund“.

³⁷⁾ Vgl. Mythologie der Vernunft. Hegels „ältestes Systemprogramm“ des deutschen Idealismus, hrsg. von Christoph Jamme und Helmut Schneider, Frankfurt 1984, S. 13.

³⁸⁾ Peter Bürger, Über den Umgang mit dem andern der Vernunft, in: Mythos und Moderne, hrsg. von Karl Heinz Bohrer, Frankfurt 1983, S. 41.

³⁹⁾ Hartmut Böhme/Gernot Böhme, Das Andere der Vernunft, Frankfurt 1983, zit. nach Taschenbuchausgabe 1985, S. 13 f.

⁴⁰⁾ Vgl. W. Emmerich (Anm. 35).

ständigung entzogen werden; das ist ja schließlich dem Mythosbegriff am nachhaltigsten geschehen.

Zugleich wird deutlich, daß das Projekt einer autonomen Kultur sich vor allem an Worten, Begriffen und Konzepten stoßen muß, mit denen festgelegt werden soll, was Wirklichkeit ist und was zum anderen gemacht, ins Als-Ob abgedrängt wird. Für die DDR hat wohl Gert Neumann diese (herrscherliche) Technik der Wirklichkeitsverfügung am radikalsten problematisiert, z. B. in seinem großen Buch „Elf Uhr“ (1981), das nur in der Bundesrepublik erscheinen konnte: „Das genaue, heutige, Thema meiner Begegnungen in den Tiefen dieses Kaufhauses, ist die durch mich stattfindende Verweigerung einer allgemein bestätigten Wirklichkeit: der die Menschen dienen; und dies mit einer wenig verborgenen Wollust, so, daß dem Thema der Wahrheit ein befremdender Dienst erwiesen ist . . .“⁴¹⁾.

Gert Neumann bringt die Poesie in Gegenstellung gegen „die Versteinerung der Materie Wirklichkeit durch die Sprache“⁴²⁾, was auch zum Thema „Die Schuld der Worte“⁴³⁾ hinführt:

„In jeder Minute der Männer wird Wirklichkeit verhindert; und ich bin nicht wenig daran beteiligt. Jede Äußerung zum, unumgänglichen, Geschehen, das — wegen der Unmöglichkeit, es in Sprache zu bringen . . . — bei einer plötzlich notwendig werdenden Bezeichnung das ‚Elend‘ genannt wird, soll den Verdacht zerstreuen, daß außerhalb des stattfindenden Geschehens, das irrtümlich die Wirklichkeit genannt ist, also im Denken etwa: eine Gegenwart existiert, in der es durchaus würdig sei eine Formulierung der immer gleichzeitig anwesenden Wahrheit zu versuchen, deren ständige Form die dauernde und künstlich erhaltene Nichtform ist, an der die Männer ihr zynisches Interesse haben.“⁴⁴⁾

Für Gert Neumann wird „der Nachweis von Poesieruinen in dieser Gegenwart“ sogleich eine Polemik „gegen die Wirklichkeitsrealität“⁴⁵⁾ (welche als ein Mythos aufgenommen wird): „Ein ganz besonderer Kampf muß deshalb aufgenommen werden: der Sieg der Poesie ist das einzige, moderne, Argument

gegen die, tödliche, Gegenwartsgrammatik der Diktatur. Denn, die Diktatur repräsentiert die poetische Würde des Lebens: nicht.“⁴⁶⁾

So sympathisch (zumal für Romantik-Kenner) und überzeugend dieses Programm klingt, wäre doch zu bedenken, ob die hier eingesetzten Hauptwörter „Diktatur“ und „Poesie“ nicht ihrerseits einer Mythisierung unterliegen. „Daß die Gestalt der Poesie in ihrer Würde endlos ist“⁴⁷⁾, sucht Gert Neumann in seinen Textbewegungen zu erweisen, doch zugleich entwürdigt er den poetischen Ansatz, mythisiert ihn mit Hilfe des Johannes: „Und bald ist es vollbracht den poetischen Geist auf neue Weise zu sehen!“⁴⁸⁾ Für die Realitätssetzung des Begriffs Diktatur müssen intensive Alltagsdarstellungen entstehen, deren Idiosynkrasien nicht jedem ganz nachvollziehbar sein werden. Ganz aufgegeben sei die Frage also nicht; doch sei vermerkt, wie intensiv hier Sprache und Wirklichkeit aufeinander bezogen werden.

Zumeist gehen Mythisierungen wie Entmythologierungen ja von Bildern (Figuren) aus. Wenn etwa in der psychologischen Diskussion heute der Ödipus-Figur die (Denk-)Figur Narziß entgegengehalten wird, so ist es auch eine List der kulturtheoretischen Kommunikation, die Macht des einen Mythos zu brechen, indem man ihm die Bedeutung des anderen entgegenhält. Die Mythen werden so zu Verständigungsweisen, die man sich augenzwinkernd erlaubt: Damit können Erfahrungen zugelassen und bearbeitet werden, die nur bedingt begrifflich faßbar sind. Christa Wolf hat so ihre „Kassandra“-Erzählung gearbeitet und begründet, als Konsequenz einer Weltansicht, eines Erfahrungsstandes, der „natürlich die klassische Ästhetik endgültig aus ihren Angeln“ hebt und aus „ihren Halterungen, welche, letzten Endes, an den Gesetzen der Vernunft befestigt sind“⁴⁹⁾. Doch nie geht sie zu jener Mythenbeschwörung über, welche eine Entwirklichung der Realität und eine Sinnbild-Setzung zur Voraussetzung hat, wie sie z. B. in Peter Handkes Schlußmonolog der *Nova* in „Über die Dörfer“ (1981) ausgesprochen wird.

Wolfgang Emmerich, der sich ausführlich mit den „antiken Mythen auf dem Theater der DDR“ beschäftigt hat, konstatiert für Heiner Müllers zwanzigjährigen theatralisch-formalen Umgang mit antiken Mythen: „Geblienen ist ihre ‚strukturelle‘ Lesart, nämlich als Sinn-Bilder aus der Frühgeschichte unserer Zivilisation, deren katastrophische, deformierende Wirkung noch andauert.“⁵⁰⁾

⁴¹⁾ Gert Neumann, *Elf Uhr*, Frankfurt 1981, S. 13.

⁴²⁾ Ebd., S. 5.

⁴³⁾ Vgl. Gert Neumann, *Die Schuld der Worte*, Frankfurt 1979, S. 14: „Vielleicht ist die Sprache bis an einen Rand getrieben, die, von der wir erfahren haben und deren Schatten wir sind und sind aber nichts, so nichts . . .“ Vgl. auch Jürgen Rennerts Gedicht „Im Schloß“, mit dem Anfang: „Ich spreche mehrere Sprachen in meiner. / Das macht, daß ich bin, der ich war, der ich werde. / Sein könnte, nicht war und nicht werde, nicht bin.“ Die Schlußzeile fragt: „Wo ist sein Schatten, und wo ist Schlemihl?“ In: ders., *Hoher Mond*, Gedichte, Berlin 1983, S. 10.

⁴⁴⁾ G. Neumann (Anm. 41), S. 83.

⁴⁵⁾ Ebd., S. 161.

⁴⁶⁾ Ebd., S. 180.

⁴⁷⁾ Ebd., S. 179.

⁴⁸⁾ Ebd., S. 127.

⁴⁹⁾ C. Wolf (Anm. 32), S. 84.

⁵⁰⁾ W. Emmerich (Anm. 35), S. 251.

In entsprechender Bedeutung erscheinen Mythen in der Lyrik eines Günter Kunert, Erich Fried, Michael Krüger, Uwe Grüning, Volker Braun oder Uwe Kolbe, also in Ost und West gleichermaßen. Die „Polymythie“ — für die sich der Philosoph Odo Marquard einsetzt, dem selbst der „Einfall“ suspekt

ist („es lebe der Vielfalt“⁵¹) — meint, daß es „multiindividuell oder multikulturell je eigene Wege zur Humanität“ geben müsse. Sie gibt also ein zentrales Stichwort für eine Antwort auf unser Thema vor.

V. Postmoderne

Entgrenzungen und symmetrische Bedrohtheit. Es zeigt sich, daß die Rückwendung zum Mythos keine modische Träumerei ist, sondern dem Gefühl einer globalen Bedrohtheit entspringt. Mythos meint eine vor-moderne Wissensform, die sich lebensfreundliche Vereinfachungen gestattet. Die Autoren in Ost und West heben dies als den Wahrheitsanspruch der Dichtung hervor: auf ein Wissen zu deuten, das menschlicher sei als die gegenwärtigen Wissensformen.

Die Autoren gehen dabei von einer „Symmetrie“ der selbstzerstörerischen Tendenzen in Ost und West aus, von einer negativen Konvergenz also. Im Theorem der Postmoderne hat die westliche Kulturkritik darauf reagiert: Dieses ist kaum als analytische Kategorie zu gebrauchen, sondern eher als Index von Stimmungen aufzunehmen. Der Begriff Postmoderne kritisiert sozusagen die Moderne „als ästhetische Praxis des Sinnentzugs“, wendet sich „gegen eine gewisse Hypertrophie der Reflexion“, deutet auf eine „mythogene Geisteslage“⁵².

Peter Rühmkorf hat Gedichte als „Mythen in Tüten“ bezeichnet, womit er etwas schnoddrig den traditionellen Anspruch der Poesie aufnimmt, Sprache des anderen zu sein. So versteht auch Botho Strauß sein postmodernes Dichten; in seinem Gedichtzyklus von 1985 versucht er, den Ton Rilkes zu erreichen und gleich jenem orphische Weisheit zu künden:

„Wo wohnen? Es gibt nur Zimmer ohne Haus.
Schiere Stube auf offenem Feld.
Nur Rosen gibt es ohne das Wort.
Unbegreifliche Siegelknäufe.
Nicht Haus, nicht Rose.
Nicht bald, nicht einst.
Belanglos geboren in reines Vergessen.
Mager von Erschütterungs-Schauern.
Schwankend um den Nebelgrad von Person.

⁵¹) Odo Marquard, Lob des Polytheismus. Über Monomythie und Polymythie. in: ders., Abschied vom Prinzipiellen. Philosophische Studien. Stuttgart 1981, S. 110.

⁵²) Hans-Thies Lehmann, Mythos und Postmoderne — Botho Strauß, Heiner Müller, in: Kontroversen, alte und neue. Akten des VII. Internationalen Germanistenkongresses, Bd. 10, Tübingen 1986, S. 250 ff.

Mal weniger als niemand, mal mehr
um eine lichte Träne.

Es auszuhalten
trotz des sternklaren Bewußtseins
oft und plötzlich,
daß nur Nacht ist, wo wir sind,
und alles Handeln und Begreifen geschieht
beim Abwärtsrasen in einem schallenden
Schacht —

Niemandgebraus. Schwarzstrahlung.“⁵³)

Solche Töne nehmen vormodernen Verkündigungsgestus, lyrische Abstraktion und Evokation und pansophische Traditionen zusammen, wobei der Schritt ins Kunstgewerbe rasch getan ist.

Als Beispiel sei ein jüngerer DDR-Dichter danebengehalten: Klaus Rahn, dessen Gedichtband „Unter dem schönen dachfirst“ 1984 erschien:

„RUFEND: ER VERBEISST SICH
Bäume mit glänzenden
zimmern,
wo wir ein und aus gehn,
wie's uns gefällt,
unberührt
von den schwebenden
türen, türen aus nichts
aus lauter licht und schatten,
rauschend
die klinge unter der
hand, goldene
flügel unter dem
mantel
angelegt
und schluchzend zu fliegen,
rufend: er verbeißt sich, er
in meinem innern, wie er
lebt: ohne riegel.
Ohne stoßwunden, ohne
stichwunden, wie er
lebt, ohne gitter, ohne waffen“⁵⁴)

⁵³) Botho Strauß, Diese Erinnerung an einen, der nur einen Tag zu Gast war. Gedicht. München 1985, S. 13.

⁵⁴) Klaus Rahn, Rufend . . . in: ders., Unter dem schönen dachfirst, Gedichte, Halle-Leipzig 1984, S. 9.

Der Traum von der Entgrenzung des Ichs und der Welt führt auf das (gleichfalls Rilke verpflichtete) Bild vom schluchzenden Fliegen. *Wir/er/ich* — das verbeißt sich zu einer Person, von der staunend bemerkt wird, „wie er lebt: ohne riegel . . . /ohne gitter, ohne waffen“. Der Poesie wird wieder zugemutet, Ort der Utopie zu sein, genauer: Nichtort einer Utopie, für die Bilder und Benennungen fehlen. Entsprechend landet Botho Strauß beim pansophischen Motiv von der Schwarzstrahlung, das eines der zentralen Momente früherer romantischer Lyriktheorie (den Topos vom dunklen Licht) wiederaufnimmt. Die billige ästhetische Aufmachung („Bäume mit glänzenden zimmern“ oder „Schiere Stube auf offenem Feld“) muß uns ausreichend Warnung davor sein, die Botschaft allzu wörtlich zu nehmen, die gleichwohl eine sein soll.

Das Theorem „Postmoderne“ setzt Vielheit gegen Einsinnigkeit und Verschiedenheit gegen den Zwang zur Identität, Körperlichkeit gegen eine lenkbar gewordene Vernunft, Minderheiten gegen eine sogenannte Mehrheit, Subkulturen und Randkulturen gegen die Leitkultur. Für die DDR sind diese im Westen formulierten Theoreme keineswegs fremd, und der bedeutendste DDR-Dramatiker Heiner Müller äußerte auf einer Postmodernismus-Diskussion in New York u. a.:

VI. Dichtung als Widerspruch

Der 48. internationale PEN-Kongreß, der im Januar 1986 in New York stattfand, hatte das Thema „Dichter und Staat“, genauer: „Die Vorstellungskraft des Schriftstellers und die Vorstellungskraft des Staates“. Hochgereizt wurde das Thema durch den Auftritt des amerikanischen Außenministers George P. Shultz. Günter Grass fühlte sich dadurch an den Ostblock erinnert und befand im Sinne der Konvergenzthese: ihm sei beim Vergleich von Schriftstellertreffen in Budapest und New York erneut klargeworden, daß der wahre Gegensatz nicht zwischen Ost und West bestehe, sondern zwischen Künstlern und Bürokraten. Sein Fazit: „Wir müssen wieder Anarchisten werden!“ Ähnlich lautete Heiner Müllers These, daß der amerikanische Traum so weit entfernt von der amerikanischen

„Ich kann die Frage des Postmodernismus aus der Politik nicht heraushalten. Vielleicht kommt in andern Kulturen anders wieder, bereichert diesmal durch die technischen Errungenschaften der Moderne, was in den von Europa geprägten dem Modernismus voraufging: ein sozialer Realismus, der die Kluft zwischen Kunst und Wirklichkeit schließen hilft, die ‚Kunst ohne Anstrengung, mit der Menschheit auf Du‘, von der Leverkühn träumt, bevor ihn der Teufel holt, eine neue Magie, heilend den Riß zwischen Mensch und Natur.“⁵⁵⁾

An einer Vielzahl von Theoremen, welche die gegenwärtige kulturelle Verständigung und damit auch die Dichtung bestimmen, ließe sich die Wiederannäherung der beiden deutschen Literaturen zeigen: Die Zuwendung zur Kindheit gehört dazu, das Thema „Vater“ oder die Sympathie auch für alternative Lebensentwürfe, die neue Aufmerksamkeit für die Leistung der Sprache, das Ich oder Selbst mit aufzubauen, eine neue Sicht auf die Rollenmuster von Mann und Frau und vieles andere mehr. Es zeigt sich, daß es nicht glückt, Literaturentwicklungen zu kasernieren: Der Anschluß an international geführte Diskussionen (Natur, Frieden, Heimat, Zukunft) ist deutlich sichtbar. So sei am Schluß wieder auf die doch bemerkenswerte Differenz der beiden Literaturen hingewiesen, die nicht nur für die Rahmenbedingungen gilt.

Realität sei wie sein sozialistischer Traum vom realen Sozialismus.

Doch als nun, auf den Eindruck des prinzipiellen Gegensatzes von Macht und Humanität bezogen, die Staaten zum Kürzel „der Staat“ zusammenschmolzen, regte sich Widerspruch. Der Peruaner Mario Vargas Llosa warnte: Die Dämonisierung des Staates sei ein ebenso romantisches Relikt wie die unter Schriftstellern verbreitete Vorstellung, sie allein hätten ein Monopol auf politische Einsichten⁵⁶⁾.

Ein Blick auf die Reibungsverhältnisse zwischen Literatur und Staat in den beiden Deutschlands gibt dem Recht. Deutlich ist, daß die DDR eine ganz andere Kontrolle auf die literarische Produktion und Distribution ausübt und ganz andere Sanktionen kennt als die Bundesrepublik. In der Bundesrepublik hatte es zwar zum Beispiel der Gedicht-

⁵⁴⁾ Klaus Rahn, Rufend . . . in: ders., Unter dem schönen dachfirst. Gedichte. Halle-Leipzig 1984, S. 9.

⁵⁵⁾ Heiner Müller, Der Schrecken die erste Erscheinung des Neuen. Zu einer Diskussion über Postmodernismus in New York, in: ders., Rotwelsch, Berlin 1982, S. 94 ff.

⁵⁶⁾ Jörg von Uthmann, Dichter und Staat. Krach auf dem P.E.N.-Kongreß, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 20. Januar 1986.

band des ehemals der Terroristenszene zugerechneten Peter-Jürgen Boock schwer zu erscheinen; aber nach einiger Verzögerung und einigen Streichungen kam er doch heraus. In der DDR warten viele, oft selbst sehr bekannte Dichter lange Jahre auf die Zustimmung zum Druck ihres Werks. Eine ganze Lyrikergeneration, die jetzt etwa Dreißigjährigen, kommt in der DDR fast überhaupt nicht zu Wort.

Eine entsprechende Zensur gibt es in der Bundesrepublik nicht, und entsprechend hat auch das Thema „Widerspruch“ in den beiden deutschen Staaten eine andere Form gewonnen. In der Bundesrepublik wird Widerspruch oft recht pathetisch vorgetragen, der Dichter scheut sich dann auch nicht vor dem Prophetengestus, wie er im Expressionismus üblich war. So kam kürzlich ein Buch mit lauter Abschiedsbriefen an Deutschland heraus, in dem ein groß aufgemachter Absage-Gestus dominiert⁵⁷⁾.

In der DDR hat sich in den achtziger Jahren der Druck auf die Autoren vermindert; der Staat sieht sich gewachsenen Freiheitsansprüchen konfrontiert. Doch noch ist der Schock der massenhaften Ausbürgerung oppositioneller Intellektueller im Zusammenhang mit der Ausweisung des Liedersängers Wolf Biermann (1976) nicht verwunden. Noch werden unbequemen Autoren Dauervisa für den Westen erteilt, mit dem Rat, dort zu bleiben. Doch das ist für beide Seiten gewiß nicht der Weisheit letzter Schluß.

⁵⁷⁾ Hans-Jürgen Heinrichs (Hrsg.), Abschiedsbriefe an Deutschland. Frankfurt-Paris 1984.

Lutz Rathenow, einer der zahlreichen jüngeren DDR-Autoren, die praktisch Berufsverbot haben, hat in einem Gedicht gezeigt, wie die Abgrenzung zur Eingrenzung, dann zur Ausgrenzung wird. Beruhigend spricht er der Obrigkeit zu: wenn er einen Kreis ziehe, achte er doch darauf, daß „keine sich ausweitenden Kreise“ entstünden. Sind die Staatsbehörden damit zu beruhigen? Keineswegs. Denn „für einen Wächter der Reglosigkeit/ bleibt ein Kreis ein Kreis./ Den gilt es einzukreisen./ auf einen Punkt zurückzuführen./ der dann aufzulösen ist“⁵⁸⁾.

Die sarkastische Tonart zeigt Bitterkeit an, zeigt auch in der Formulierung „Wächter der Reglosigkeit“, daß der Negativ-Bezug auf die Bürokraten nicht für eine deutsch-deutsche Gemeinsamkeit ausreicht. Struktur und Machtbefugnisse der jeweiligen Verwaltungen sind doch sehr unterschieden. Freilich nicht mächtig genug, um Dichtern beiderseits der Grenze in Deutschland zu verwehren, immer wieder auf die jeweiligen Bedrohungen für selbstbestimmte Menschlichkeit aufmerksam zu machen. Und das stiftet immer aufs neue ein Verantwortungsgefühl und ein Zutrauen zum kritischen Wort, die sich stets weniger parteilich rückbinden lassen. So stimmt Heiner Müllers Befund von 1979: „Zwei verschiedene deutsche Erfahrungen sind geronnen zu zwei deutschen Staaten“, zwar immer noch. Doch gilt ebenso seine These: „Der Stein arbeitet in der Wand“⁵⁹⁾.

⁵⁸⁾ Lutz Rathenow, Jamnd, in: *Berührung ist nur eine Randerscheinung* (Anm. 17), S. 34.

⁵⁹⁾ Heiner Müller, *Und vieles / Wie auf den Schultern eine / Last von Scheitern ist / Zu behalten*, in: ders., *Rotwelsch* (Anm. 55), S. 89.

Gesellschaft und Kultur in der DDR

Politik, Kulturtheorie und Kulturmuster im Realsozialismus

Wenn es eine auffallende Gesamtprägung des heutigen sogenannten Realsozialismus im allgemeinen und der DDR-Gesellschaft im besonderen gibt, dann ist es die einer zunehmenden sozioökonomischen und soziokulturellen Angleichung an das westliche Vorbild. Dieses Grundmuster begann in einer Zeit hervorzutreten, da die offizielle Eigendarstellung anfang, eher das Gegenteil zu betonen. Der reale Sozialismus, so wurde und wird gesagt, sei in ein Stadium eingetreten, in dem er sich nunmehr auf seinen eigenen Grundlagen entwickle. Die „Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft“, wie der gesellschaftliche Prozeß seit Anfang der siebziger Jahre auch in der DDR genannt wird, definiert sich wesentlich durch diese Formel.

Der Bezug auf die eigenen Werte des Realsozialismus steht genetisch in engem Zusammenhang mit dem Scheitern der ökonomisch-technologischen Überholprogrammatik der Sowjetführung und ihrer Verbündeten vom Ende der fünfziger Jahre. Das wurde zumindest in der sowjetischen Literatur auch recht deutlich dargestellt. Aus den praktischen Erfahrungen seit dem Machtantritt Chruschtschows und den schweren Verwerfungen, die zu dessen Sturz führten, wurden folgende Schlüsse gezogen:

– Die Schaffung der materiell-technischen Basis des Kommunismus, die „ohne die Nutzung der Errungenschaften der wissenschaftlich-technischen Revolution in allen Zweigen der Volkswirtschaft und der Leitung unmöglich“ sei, erfordere als äußerst komplizierte Aufgabe zu ihrer Realisierung eine historisch längere Frist und bedeute nicht, daß der Sozialismus unmittelbar in seine höhere Entwicklungsphase hinüberwachsen könne.

– Ein solcher Übergang erfordere die Weiterentwicklung des Bestehenden und das Heranreifen notwendiger materieller, geistiger und organisatorischer Voraussetzungen. Eine der wichtigsten bestehe darin, „die sozialistische Gesellschaft, ihre Wirtschaft und alle anderen Bereiche nach konsequent wissenschaftlichen Prinzipien zu leiten“¹⁾.

¹⁾ Die sozialistische Gesellschaft. Wesen, Entwicklung, Perspektiven, von R. I. Kossolapow u. a., Berlin (O) 1977, S. 47f.

Bemerkenswert ist, daß da nicht von „marxistischen“ oder „marxistisch-leninistischen“ Prinzipien die Rede war, sondern eben von „wissenschaftlichen“ – was die Deutung nahelegt, daß nach diesem Perzeptionsmuster die sowjetische realsozialistische Gesellschaft und ihre Bereiche vorher offenbar nicht gemäß wissenschaftlichen Grundsätzen geleitet worden sind²⁾.

Nach dem Verzicht auf kurzfristige Zielsetzungen, so hieß es weiter, sei „eine wachsende Systemintegrität“ und zugleich „ein hohes Stadium der gesellschaftlichen Entwicklung und Reife“ erreicht worden³⁾. Als Streben nach Systemintegrität läßt sich die realsozialistische gesellschaftspolitische Entwicklung seit Ende der sechziger Jahre, verstärkt durch die Erfahrungen der damaligen Unruhen in Polen seit Anfang der siebziger Jahre, in der Tat auffassen. Und „Reife“ war mehr als eineinhalb Jahrzehnte lang ein Kernpunkt realsozialistischer Selbstdarstellung, bis Gorbatschow anfang, unter Bezug auf die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Realitäten in der Sowjetunion andere Akzente zu setzen.

Im alten Kontext, der nicht nur in der DDR, sondern auch in der Sowjetunion noch lange nicht der Vergangenheit angehört, ergab sich aus dem vermeintlich erreichten Stadium ein Rückzug auf spezifische Werte und eigentümliche „Vorzüge“ des bestehenden Realsozialismus. Für diesen sei charakteristisch, daß – im Gegensatz zu allen bisherigen Gesellschaftsordnungen – seine Vorzüge im Prozeß seiner Entwicklung immer stärker hervorträten. Das Überholen des Kapitalismus nach allen „Hauptkennziffern“ des wirtschaftlichen und kulturellen Niveaus sei wichtig. Aber es stehe außer Zweifel, daß „die sozialistische Ordnung selbst bei einem bisher relativ geringeren Produktionspotential“ in der Lage sei, „den Werktätigen im Komplex der materiellen und geistigen Güter, der sozialen Möglichkeiten und Perspektiven mehr zu geben als der Kapitalismus“. Entscheidend dafür sei „die inhaltliche Charakteristik der sozialistischen Lebens-

²⁾ Vgl. ebd., S. 53: Der Realsozialismus zeige in seinem neuen Stadium „bereits deutlich die Merkmale eines wissenschaftlich optimierten Systems der gesellschaftlichen Verhältnisse“.

³⁾ Ebd., S. 49; s. a. S. 50 ff.

weise — das moralische Klima, die Arbeits- und Lebensbedingungen des Menschen, sein Denken und Handeln und seine Beziehungen zu anderen Menschen⁴⁾. Der Realsozialismus erscheint also,

wenn schon nicht mehr als welthistorische revolutionäre Alternative zu einem abgelebten Kapitalismus, so doch als die vergleichsweise bessere industrielle Gesellschaft.

I. Empirische Befunde

Wie verhält es sich nun tatsächlich mit der Eigenständigkeit und der damit verbundenen kulturellen Wertigkeit des heutigen Realsozialismus? In bezug auf das Wirtschaftssystem ist festzustellen, daß alle in den letzten fast 35 Jahren vorgenommenen Ansätze zu Veränderungen und Reformen keineswegs systemeigenen Grundlagen des realen Sozialismus entsprungen sind, sondern durchweg zu den Strukturen und Prozeßsteuerungen tendieren, die im kapitalistischen Westen herrschen, pauschal gesagt: zu einer Art von „sozialistischer Marktwirtschaft“ in mehr oder minder — bisher meist weniger — strikter Konsequenz der Durchführung.

Gleich nach Stalins Tod, noch unter Malenkov, gab es bedeutsame Modifizierungen der wirtschaftspolitischen Strategie, indem vorübergehend vom Primat der Produktionsmittelindustrie abgegangen wurde und die Konsumgüterproduktion sowie zum Teil auch die Landwirtschaft schwerpunktmäßige Förderung erfuhren⁵⁾. Nach dem 20. Parteitag der KPdSU Anfang 1956 kam es zu der ersten großen Welle ordnungspolitischer Diskussionen. Dabei spielte Polen mit seiner Modelldiskussion eine folgenreiche Vorreiterrolle. In Ungarn suchte man an die Diskussionen der Jahre 1953/55 anzuknüpfen, in der DDR gab es die bekannte Behrens/Benary-Kontroverse, in der UdSSR unterbreitete Liberman seine ersten Vorschläge, die jedoch noch nicht viel Beachtung fanden.

In den sechziger Jahren intensivierten sich diese Diskussionen, nicht zuletzt durch Krisen und wirtschaftliche Schwierigkeiten in mehreren realsozialistischen Ländern. Die Liberman-Diskussion in der Sowjetunion ermöglichte weitere Reformkonzepte; in der ČSSR wurde ein „Markt-Plan-Modell“ ausgearbeitet. Die entsprechende Praxis begann Mitte der sechziger Jahre: das „Neue Ökonomische System“ in der DDR (seit 1963) und analoge Politiken in der ČSSR und Ungarn. Die UdSSR und Polen folgten gebremst. Die militärische Intervention in

der Tschechoslowakei 1968 hatte hier Unterbrechungen zur Folge. Nur in Ungarn (und Jugoslawien) wurde der eingeschlagene Weg fortgesetzt und der „Neue Ökonomische Mechanismus“ auch in den achtziger Jahren weiter ausgebaut. Wenn in der DDR, ČSSR und UdSSR nun mehr auf die Rationalisierung des Leitungssystems und die Instrumentalisierung der Kostenfaktoren statt auf einschneidende Reformen gesetzt wurde, so ist doch anzunehmen, daß alles in allem die künftige Entwicklung in größerer Nähe zum Modell des heute schon weitgehend marktwirtschaftlich orientierten Ungarn verlaufen wird⁶⁾. In ihrer Summe haben diese Ansätze und Veränderungen bisher zwar gegenüber den Verfahren der sozialistischen zentralen Planwirtschaft Neues gebracht, aber nicht gegenüber den Konzepten des modernen Kapitalismus.

Beträchtliche Veränderungen gab es in den achtziger Jahren in der DDR hinsichtlich der Sozialstruktur. Dies ist von besonderer Relevanz, denn die gesellschaftlichen Umbrüche und Neuerungen, für die der Sozialismus eintritt, sollen sich vor allem in diesem Bereich vollziehen. Mit der Abschaffung der Herrschaft einer ausbeutenden Minderheit will der Sozialismus die breiten Massen der Arbeitenden, voran die Industriearbeiter, an die politische Macht bringen und soziale Gleichheit herstellen. Eben dieses Ziel sozialer Gleichheit wird aber neuerdings in Frage gestellt. Statt dessen rekurriert man auf die stimulierende Wirkung sozialer Unterschiede. Im Zusammenhang von Rationalisierung und Intensivierung, Steigerung der Wirtschaftskraft und Mitbestimmen der ökonomisch/technologischen Weltspitze wird gesellschaftliche Immobilisierung in der DDR nicht nur konstatiert, sondern als Thema zur Grundlage von Theorie und Sozialtechnologie gemacht.

Es wird festgestellt, daß das zahlenmäßige Wachstum der Arbeiterklasse sich in allen realsozialistischen Ländern verringere oder ganz aufhöre. Alle Schichten, ausgenommen die Intelligenz, sollen

⁴⁾ Ebd., S. 54.

⁵⁾ Peter Dobias, Die Wirtschaftssysteme Osteuropas, Darmstadt 1986, S. 279.

⁶⁾ Vgl. ebd., S. 279 ff.

ihre soziale Position konservieren, aber nicht mehr wesentlich verändern. Wichtiger als soziale Mobilität, d. h. der Übergang in eine andere soziale Schicht — nicht lediglich in eine andere Berufs- oder Statusgruppe — als eine Voraussetzung für die Herstellung sozialer Gleichheit, sei heute die „Sicherung der sozialen und politischen Stabilität“⁷⁾. Die einzige Schicht, die nicht nur nach Qualifikations- und (konformem) Bewußtseinsniveau, sondern auch zahlenmäßig wachse, sei die Intelligenz. Sie reproduziere sich überproportional aus sich selber sowie aus der Schicht der Angestellten, der sie umgekehrt Personal liefere, während die Arbeiter vorzugsweise durch Änderung der Arbeitsinhalte und des Qualifikationsniveaus „mobil“ seien. Ein „bestimmtes Maß der überproportionalen Reproduktion der Intelligenz aus sich selbst und mithin der Immobilität“ hänge „mit Triebkräften und Effektivitätspotenzen des wissenschaftlich-technischen Fortschritts“ zusammen. Denn für ein hohes Tempo dieses Fortschritts sei „eine effektiv arbeitende, leistungsorientierte Intelligenz von ausschlaggebender Bedeutung“⁸⁾.

Dabei ist nicht zu vergessen, daß im Realsozialismus die Intelligenzschicht weitgehend identisch ist mit der Schicht der Leiter, d. h. der Entscheidungs- und Machsträger bis hinauf zur Spitze der sozialen Hierarchie. Zwar ist nicht jeder Angehörige dieser Schicht ein solcher Leiter, aber doch ein großer Teil, und umgekehrt gilt die gesellschaftlich dominierende Macht- sowie Leistungselite nach realsozialistischen Maßstäben schlicht als der Intelligenz zugehörig. Genauer: Sie gehört zu dieser Schicht, doch werden in der ideologischen Sicht gerade die Spitzen der Hierarchie davon ausgenommen. Die oberste Partei- und Staatsleitung ebenso wie die Generalität und das ganze Offizierskorps der bewaffneten Organe sowie andere Inhaber hoher Leitungsposten rechnen ausnahmslos zur „Arbeiterklasse“⁹⁾!

Im Hinblick auf die Ausprägung sozialer Ungleichheit wird seit Beginn der achtziger Jahre argumentiert, man dürfe sich überhaupt nur an der Triebkraftwirkung von sozialen Differenzierungen orientieren¹⁰⁾.

⁷⁾ Manfred Lötsch/Joachim Freitag, Sozialstruktur und soziale Mobilität, in: Jahrbuch für Soziologie und Sozialpolitik, Berlin (O) 1981, S. 95.

⁸⁾ Ebd., S. 95 ff.

⁹⁾ Das kann zu Kuriositäten führen, wie sie dem Verfasser selbst bekannt wurden. Ein junger Mann stammte aus einer kleinbürgerlichen Familie, war also zunächst von „sonstiger“ Herkunft. Dann machte er Abitur und studierte, war also auf dem Wege zur Intelligenz. Man warb ihn für die Nationale Volksarmee, in der er dann Berufsoffizier war, nun als „Angehöriger der Arbeiterklasse“.

tieren¹⁰⁾. Vorschnelle Nivellierungen könnten zwar vordergründig soziale Differenzierungen abbauen, aber nur um den Preis „von Rückschlägen in Leistungsbereitschaft und Leistungsverhalten“. Ungezügelter Differenzierung hemme die Entfaltung von Verhaltensweisen, die für den internationalen Rang und die Weltmarktfähigkeit von Wissenschaft/Technik und Wirtschaft der DDR unerlässlich seien¹¹⁾.

Der Sache nach scheint diese Sichtweise alte anti-sozialistische Argumente aufzunehmen, die in der vom Sozialismus erstrebten sozialen Gleichheit nur eine Ordnung verallgemeinerter Faulheit erkannten. Das Effizienzkriterium tendiert dazu, zum Selbstzweck zu werden, ohne Rücksicht auf die Menschen, die produktiv und effizient sein sollen und denen Effizienz der Wirtschaft angeblich zugute kommt. Damit spricht dieser Ökonomismus selbst das Urteil über seine kulturelle Wertigkeit.

Was den sozialistischen Anspruch betrifft, so ist mit Recht gesagt worden, in dem feststellbaren Wandel in der DDR komme eine deutliche Orientierung an industriegesellschaftlichen Kriterien zum Ausdruck, „die den gesellschaftspolitischen Gestaltungsanspruch sozialistischer Politik weitgehend zurücknimmt“. Die Gestaltung der entwickelten sozialistischen Gesellschaft erweise sich zunehmend „als die Entfaltung einer industriell entwickelten Gesellschaft. Die strukturelle Differenz beider deutscher Staaten beinhaltet gleichzeitig eine prozessuale Parallelität beider deutscher Gesellschaften.“¹²⁾ Dies äußert sich in vielen soziokulturellen Bereichen. Veränderte Bedürfnisse bringen da veränderte Konzeptionen hervor, die ihrerseits programmatisch und orientierend auf die geübten Praktiken wirken. Hinsichtlich der Konzeptionen kann von einem Paradigmenwechsel die Rede sein¹³⁾. Das heißt, daß bisherige wahrnehmungs- und handlungsleitende Grundkonzepte von anderen, häufig entgegengesetzten abgelöst werden, analog zur These von der „industriegesellschaftli-

¹⁰⁾ M. Lötsch/J. Freitag (Anm. 7), S. 101.

¹¹⁾ Rudi Weidig in: Lebensweise und Sozialstruktur. Materialien des 3. Kongresses der marxistisch-leninistischen Soziologie in der DDR, 25. bis 27. März 1980, Berlin (O) 1981, S. 34.

¹²⁾ Rüdiger Thomas, Sozialer Wandel in der DDR — Transformation oder Modernisierung?, in: Karl-Heinz Ruffmann/Helmut Altrichter (Hrsg.), „Modernisierung“ versus „Sozialismus“. Formen und Strategien sozialen Wandels im 20. Jahrhundert, Erlangen 1983, S. 282 f.

¹³⁾ Vgl. Werner Rossade, Paradigmenwechsel in der Kulturwissenschaft der DDR, in: Tradition und Fortschritt in der DDR. Neunzehnte Tagung zum Stand der DDR-Forschung in der Bundesrepublik Deutschland, 20. bis 23. Mai 1986, Köln 1986.

chen“ Parallelentwicklung des Realsozialismus im Vergleich zum westlichen Konkurrenz- und Partnersystem.

Faktisch ist ein Wechsel vom Klassen- und Formationsmodell der Gesellschaft zum Industriegesellschaftsmodell erfolgt. Der Gegensatz von Kapitalismus und Sozialismus als antagonistischen Gesellschaftsformationen tendiert in Ideologie und Gesellschaftstheorie der DDR zur Auflösung beider Systeme in einer modernen Epoche, die als Einheit früherer sozial- und kulturhistorischen Epochen gegenübergestellt wird¹⁴⁾. Man geht von „der zeitgenössischen Kultur und Zivilisation“ aus, die „bestimmte Ähnlichkeiten zwischen sozialistischer und kapitalistischer Lebensweise“ bewirke, was „die Arbeitsmittel, die Technologien, die Produktionsbedingungen sowie die Formen des Alltags- und Familienlebens, die Freizeitbeschäftigung usw.“ betreffe. Alle widerspiegelten „im Grunde gleichermaßen charakteristische Merkmale der Epoche“¹⁵⁾. Entsprechend werden soziokulturelle Erscheinungen, die früher als historisch und soziologisch konkret bestimmt galten — und dies auch tatsächlich sind — nun als allgemein-menschliche Charakteristika angesehen.

Dies kommt insbesondere im Bereich der massenhaften Alltagskultur zum Tragen. Frühere schwächliche Versuche, z. B. in der Unterhaltungskunst zu eigenen Formen zu finden, sind gescheitert und wurden längst aufgegeben. Weil man dem Zustrom westlicher Erzeugnisse auf diesem Gebiet nichts entgegenzusetzen hat, wird ihnen eine universelle Qualität zugeschrieben, was die DDR-Kulturproduktion der Notwendigkeit enthebt, sich um Eigenes zu bemühen. Ein vor nicht langer Zeit abgehaltenes Kolloquium des Staatlichen Komitees für Unterhaltungskunst der DDR hat den Verzicht auf jede Eigenständigkeit in diesem Feld sehr deutlich dokumentiert¹⁶⁾. Was bleibt, ist dann — analog zu Wissenschaft/Technik und Wirtschaft — lediglich das Ziel, auch im Unterhaltungsbetrieb das Weltniveau zu erreichen und mitzubestimmen, und — gemäß dem Grundmuster vom Realsozialismus als der besseren Industriegesellschaft — der Rock-Musik, den Schlagern usw. andere, systemkonforme Inhalte zu geben. Während im Westen die Unterhal-

tungsindustrie und ihre Produkte auch sehr kritisch betrachtet werden¹⁷⁾, ist ihre Rezeption in der DDR im Zuge der Angleichungswelle eher unreflektiert affirmativ, jedenfalls im Bereich der anerkannten Kulturwissenschaft.

Ähnlich verhält es sich mit der Mode. Auch früher schon hatte der Realsozialismus da nichts Eigene zu bieten und mußte sich darauf beschränken, die westlichen Trends mit Verspätung nachzuvollziehen. Inzwischen hat sich auch hier die Konzeptionsbildung der Praxis angepaßt. Über seinen Rundfunk erfährt der Hörer in der DDR, es gebe keine speziell sozialistische Mode, Mode existiere im Sozialismus nicht mit spezifisch eigenem Charakter. Es würden lediglich nicht alle Modetrends übernommen, sondern die, die praktischen Lebensanforderungen nicht widersprächen. Soziales Wohlbefinden werde gefördert, wenn das Bedürfnis nach modischer Kleidung befriedigt werde, und auch als ökonomischer Faktor erscheint Mode begrüßenswert: Massenhafter Konsum des Gleichen fördert die Massenproduktion, d. h. verbilligt die Herstellung. Nur am Rande steht dagegen, Mode könne „auch Ideologie sein“¹⁸⁾. In kulturellen Bereichen, die für die Geschmacks-, Bewußtseins- und Persönlichkeitsbildung breiter Schichten der Bevölkerung, insbesondere auch der Jugend, von hoher Bedeutung sind, muß so der Realsozialismus seinen Bankrott als gesellschaftliche Alternative — worauf er doch grundsätzlich immer noch Anspruch erhebt — zugeben.

Der Verlust sozialistischer (marxistischer) Spezifik und die Hinwendung zu westlichen als den allgemeingültigen Mustern zeigt sich, beginnend schon früh in den sechziger Jahren und seitdem ständig zunehmend, auch in den Sozialwissenschaften. Die frühere DDR-Gesellschaftswissenschaft hat sich durch Aufnahme der modernen Soziologie weithin gewandelt. Als „marxistisch-leninistische“ Soziologie hat sie in dem, was sie direkt aussagt, kaum etwas von dem kritischen und aufklärerischen Element, das die westliche Soziologie stark prägt. Wohl aber liefert sie mit umfangreichen und zunehmend differenzierten Datenerhebungen empirisches Material, das mitunter in deutlichem Gegensatz zu den konformistischen Bekenntnissen steht, in die es eingehüllt ist, denn diese Soziologie hat in erster Linie Herrschaftswissen bereitzu-

¹⁴⁾ Vgl. Zur Theorie der sozialistischen Kultur, von Hans Koch u. a., Berlin (O) 1982, S. 243 unter Bezug auf eine sowjetische Publikation (G. Ch. Schachnasarow, Persönlichkeitsentwicklung und sozialistische Lebensweise, in: Sowjetwissenschaft, Gesellschaftswissenschaftliche Beiträge, Heft 3/1978).

¹⁵⁾ Ebd.

¹⁶⁾ Vgl. Informationen, Beilage zur Fachzeitschrift „Unterhaltungskunst“, Berlin (O), Nr. 3/1986; s. a. W. Rossade (Anm. 13), S. 33 ff.

¹⁷⁾ Vgl. z. B. Neil Postman, Wir amüsieren uns zu Tode, Urteilsbildung im Zeitalter der Unterhaltungsindustrie, Frankfurt 1985.

¹⁸⁾ Mode — Zweck oder Zeichen? Gespräch mit Regina Dorniock, Soziologin im Modeinstitut, Radio DDR II, 20. November 1984.

stellen¹⁹⁾. Ihre Beschaffenheit als nur noch äußerlich marxistisch-leninistisch hergerichtete Sozialwissenschaft vertieft im geistigen Leben der realsozialistischen DDR die Diskrepanz zwischen Offizial- und Arbeitsideologien²⁰⁾, d. h. sie fördert

ganz wesentlich die Entleerung der formell von der politischen Führung noch beibehaltenen marxistischen Leitsätze und Formeln, die einen schon häufig konstatierten Grundzug der aktuellen realsozialistischen Entwicklung darstellt.

II. Kulturauffassung und Lebensstile

Das Streben nach Systemintegrität, nach qualitativer Umwandlung der realsozialistischen Gesellschaft in ein einheitliches Ganzes²¹⁾, als Antwort auf die vielfältigen inneren und äußeren Herausforderungen, denen der Realsozialismus ausgesetzt ist, hat die Herausbildung eines weiten Kulturbegriffs in der DDR gefördert. Dieses umfassende Kulturkonzept entspricht den Führungsbedürfnissen einer kulturellen Gesellschaftspolitik, einer „Kunst der kulturpolitischen Leitungstätigkeit“, deren Gegenstand eine Gesamtheit kultureller Äußerungen und Bereiche sein soll: Arbeitskultur und Umwelt, menschliche Beziehungen und persönlicher Lebensstil, Weiterführung und Verbreitung der offiziellen Weltanschauung, Förderung von Wissenschaft und Bildungswesen, Pflege und Popularisierung des Erbes, Aufschwung und Wirksamwerden der Kunst, Entwicklung „aller schöpferischen Begabungen und Talente“ des Volkes²²⁾.

Dementsprechend beschränkt sich der Kulturbegriff nicht mehr auf bestimmte geistige Bereiche – vor allem Wissenschaft, Kunst, höhere Bildung –, sondern zielt betont auf eine Gesamtheit menschlich-gesellschaftlicher Lebensäußerungen einschließlich der materiellen Kultur und der alltäglichen Lebensweise. Zugleich bezieht er sich weit mehr als frühere Fassungen direkt auf die Bedürfnisse der Kulturpolitik²³⁾. Diese betreffen vor allem „die realen Anforderungen an das Verhalten, an die Handlungs- und Leistungsfähigkeit der Menschen, wie sie aus den Erfordernissen gesellschaftlicher Entwicklung folgen“. Kulturarbeit soll „das subjektive Kulturniveau auf jene Höhe bringen, die es den Menschen ermöglicht, die gesellschaftlich gestellten Aufgaben auch zu erfüllen und selbstbewußt und sozial erfolgreich zu handeln“²⁴⁾. Deutlich wird hier die Instrumentalisierung von Kultur und Kulturarbeit als politikbestimmter Leistungsfaktor.

¹⁹⁾ Im Tätigkeitsbericht des Wissenschaftlichen Rates für soziologische Forschung wird gesagt, es sei „der Auftrag und das Anliegen der Soziologen unserer Republik, einen wirksamen Beitrag zur Verwirklichung der ökonomischen Strategie der Partei in den 80er Jahren zu leisten“. Horst Taubert, in: Jahrbuch für Soziologie und Sozialpolitik, Berlin (O) 1985, S. 306; s. a. Peter Christian Ludz, Mechanismen der Herrschaftssicherung. Eine sprachpolitische Analyse gesellschaftlichen Wandels in der DDR, München 1980, S. 38 ff., 183 ff.; Barbara Hille, Familie und Sozialisation in der DDR, Opladen 1985, S. 6, 12 ff. Hille spricht zurecht von einer gewissen Eigendynamik der empirischen Sozialforschung in der DDR und von dem Datenmaterial, das sie zur Verfügung stellt, – wie überhaupt die DDR-Forschung schon seit längerem nicht unter einem Mangel, sondern eher unter einer Überfülle von Daten aus der DDR zu leiden hat, wenn auch eigene Erhebungen vor Ort nicht möglich sind. Nicht zustimmen würde ich Hille, wenn sie etwas pauschal sagt, empirische Sozialforschung sei zu kostenaufwendig, als daß sich die Führung viel Manipulation leisten könne (a. a. O., S. 6). Was und wie publiziert wird, richtet sich immer noch nach den Geheimhaltungs- und Sicherheitsvorstellungen der Verantwortlichen in der DDR.

²⁰⁾ Zu diesen Begriffen vgl. Barrington Moore jr., Soviet politics. The dilemma of power, Cambridge 1950; Peter Christian Ludz, Ideologiebegriff und marxistische Theorie, Opladen 1976, S. 222 und 231; vgl. ferner:

²¹⁾ Die sozialistische Gesellschaft (Anm. 1), S. 51.

²²⁾ Kurt Hager, Beiträge zur Kulturpolitik. Reden und Aufsätze 1972 bis 1981, Berlin (O) 1981, S. 16 f.

Der weite Kulturbegriff der DDR scheint sich mit der Kulturauffassung zu berühren, wie sie in der westlichen Sozialwissenschaft in den letzten Jahren hervorgetreten ist und die ebenfalls jene frühere enge Sicht der Kultur hinter sich gelassen hat. Doch ist in der theoretischen Kulturwissenschaft der DDR die Rezeption westlicher Errungenschaften längst noch nicht so weit gediehen wie etwa in der Soziologie. Das ethnosozilogische Kulturverständnis, das sich in der westlichen Sozialwissenschaft durchzusetzen beginnt, hat die DDR-Kulturwissenschaft noch nicht erreicht.

Worum geht es bei dieser ethnosozilogischen Kulturauffassung? Ihre Grundmuster lassen sich in drei Punkten zusammenfassen:

1. Es gibt nicht *die* menschliche Kultur, sondern eine Vielzahl von Kulturen, die in enger Verbindung mit den Ethnien (Völkern, Nationen, Regio-

²³⁾ Vgl. Kulturpolitisches Wörterbuch, Berlin (O) 1978², S. 364 ff. Zur politischen Bedeutung des neuen Kulturbegriffs s. die Rezension zu diesem Wörterbuch von Dieter Strützel in: Einheit, Berlin (O), Heft 1/1980, S. 107 ff.

²⁴⁾ Dietrich Mühlberg, Woher wir wissen, was Kultur ist, Berlin (O) 1983, S. 173 f.

nen) zu sehen sind, die sie hervorgebracht haben und die ihre Träger sind. Ein solches Verständnis kann vor Eurozentrismus im allgemeinen wie vor dem heute aktuellen vermeintlichen Universalismus eines Ablegers der „abendländischen“ Kultur im besonderen bewahren.

2. Materielle und geistige Kultur bilden eine Einheit, wobei die zweite auf der ersten basiert. Es kommt, in den Worten des französischen Kultursoziologen Pierre Bourdieu, darauf an, daß „Kultur“ im eingeschränkten und normativen Sinn von ‚Bildung‘ dem globaleren ethnologischen Begriff von ‚Kultur‘ eingefügt und noch der raffinierteste Geschmack für erlesenste Objekte wieder mit dem elementaren Schmecken von Zunge und Gaumen verknüpft wird“²⁵).

3. Kultur schließt, wie in der Sicht der Ethnologie oder der Archäologie und anderer Geschichtswissenschaften, materiell-technische Gegenstände und Verfahren, die Inhalte von Arbeit und Erholung, die sozialen Beziehungen in Verbindung mit dem Alltagsleben der großen Mehrheit der Menschen ein. Spitzenleistungen von Wissenschaft und Kunst, die Lebensweise gesellschaftlicher Oberschichten oder auch religiöse Bindungen bleiben Elemente der Kulturen, aber sie gelten nicht mehr als deren Inbegriff. Politisch gewendet hat diese Auffassung also mehr mit Demokratie als mit Elitarismus zu tun.

Ethnosozioologisches Kulturverständnis richtet sich auf bestimmte Strukturen. Es geht davon aus, daß Kultur historisch nicht als amorphes Gebilde existiert, sondern als eine Vielzahl unterschiedlicher Kulturen, die erst in ihrem Zusammenspiel die jeweilige Menschheitskultur ausmachen. Aber auch jede Kultur in sich ist nicht spezifisch strukturiert. Dafür hat sich in der Wissenschaft der Begriff der *Kulturmuster* eingebürgert. Darunter sind relativ beständige soziokulturelle Prägungen zu verstehen, die sich in den verschiedenen Gesellschaften historisch herausbilden: sozial hervorgebrachte und vermittelte Grundfiguren von Wahrnehmung und Handeln der Menschen, „systematische Konfigurationen von Eigenschaften und Merkmalen“ gesellschaftlicher Praxis²⁶). In ihrem Ensemble bringen die existierenden Kulturmuster eine Gesamtprägung der jeweiligen Gesellschaft hervor, die auch

als deren *Stil* bezeichnet werden kann. So lassen sich auch die bisher behandelten und die weiter zu behandelnden aktuellen Prägungen einer realsozialistischen Gesellschaft als Kulturmuster verstehen, die in ihrer Gesamtheit die besondere Beschaffenheit oder den spezifischen soziokulturellen Stil dieser Gesellschaft ausmachen.

Die genannten beiden Strukturen oder Strukturebenen — die Kulturenpluralität (damit auch Kulturrelativität) und die soziokulturellen Prägungsmuster — können als die wichtigsten Strukturierungen jeder Gesellschaft bzw. der jeweiligen Gesamtheit von Gesellschaften auf der Erde angesprochen werden, zumindest unter kulturanalytischem Aspekt²⁷). Zur ersten Ebene, der Pluralität von Kulturen, sollen noch einige Anmerkungen gemacht werden, die ihre Anwendung auf gegenwärtige internationale Gegebenheiten betreffen.

Der Pseudo-Universalismus, der heute der Pluralität der Kulturen entgegensteht, ist vor allem der sogenannte Amerikanismus — eine spezielle Ausprägung industrieller europäischer Spätzivilisation, die hauptsächlich in den USA beheimatet ist und sich von dort weltweit ausbreitet. Sie ist nur scheinbar universell, insofern sie die Prägung durchaus partikularer, keineswegs menschheitlich-allgemeiner, sondern historisch-ethnisch sehr bestimmter Muster trägt. Ihre gegenwärtige herausgehobene Position steht in unmittelbarem Zusammenhang mit der Stellung der USA als immer noch bedeutendstem Industriestaat und — zusammen mit der Sowjetunion — militärisch dominierender Supermacht. Diese Position ist nicht aus besonderen inneren Qualitäten der fraglichen Spätkultur ableitbar, denn diese zeichnet sich, für sich genommen, eher durch Veräußerlichung, Simplizität und selbst einen gewissen Infantilismus aus. Es gibt auch keinen Grund für die Annahme, daß die Absorption der gesamten Menschheit durch dieses Gebilde ein unausweichliches Schicksal darstellt.

Der Realsozialismus allerdings verhält sich derzeit in seiner Rezeption westlich-amerikanistischer Massenkultur und anderen importierten Kulturguts so, als wäre diese Soziokultur tatsächlich eine universelle menschheitliche Errungenschaft, auf der Höhe der Erfordernisse „unserer Epoche“. Dabei ist nicht zu übersehen, daß es sich um einen „Uni-

²⁵) Pierre Bourdieu, Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt/M. 1984, S. 17.

²⁶) Ebd., S. 278. Zum Begriff „Kulturmuster“ und zum konfigurationsanalytischen Ansatz in der Kulturanalyse vgl. Ruth Benedict, Patterns of culture, London 1935; Alfred L. Kroeber/Clyde Kluckhohn, Culture. A critical review of concepts and definitions, Cambridge/Mass. 1952, S. 41 ff., 61 ff.

²⁷) Ich habe beide Strukturierungen einer Untersuchung der DDR-Kultur zugrunde gelegt, die sich noch in Arbeit befindet. S. a. meinen Beitrag Kulturelle Muster in der DDR im Sonderheft 18 (1987) der Politischen Vierteljahresschrift. Zum ethnosozioologischen Ansatz vgl. Ethnologie als Sozialwissenschaft, Sonderheft 26/1984 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie (KZfS); Kultur und Gesellschaft, Sonderheft 27/1986 der KZfS.

veralismus“ ausschließlich des industrialisierten Nordens der Erde handelt, was konzeptionell wie vor allem praktisch-politisch äußerst relevante Fragen der internationalen Position der Dritten Welt und des Verhältnisses des globalen Nordens zu ihr aufwirft.

Der Realsozialismus bezieht sich in diesen kulturellen Pseudo-Universalismus in mehrfacher Weise ein. Zum einen direkt durch Aufnahme der entsprechenden Kulturmuster in den verschiedenen realsozialistischen Staaten, zum anderen vermittelt über einen Teiluniversalismus, repräsentiert durch die politisch durchgesetzte Dominanz der sowjetischen Soziokultur — zumindest wesentlicher Prägnungen, die sie strukturieren — im Bereich der „sozialistischen Staatengemeinschaft“. Nun ist diese Soziokultur nicht einmal teilweise übernational, etwa als höhere Einheit aus den verschiedenen Kulturen und den sie tragenden Ethnien, die in der UdSSR politisch zusammengefaßt sind, sondern sie ist ganz wesentlich *russisch* bestimmt — ethnisch-historisch, sprachlich und kulturell —, und diese Prägung nimmt nicht etwa ab, sondern im Zuge der vom Moskauer Zentrum praktizierten Nationalitätenpolitik deutlich zu. Das Russisch-Nationale dominiert in der angeblich übernationalen Sowjetkultur unter Diskriminierung der anderen in der Sowjetunion präsenten national- und ethnisch-kulturellen Elemente, nicht unähnlich dem Verhältnis, in dem im Amerikanismus das englische und anglophone Element dominiert. Beide erweisen sich so als bloße Schein-Universalismen, als durchaus partikuläre Ethnokulturen, die — teils mehr mit machtpolitischen, teils mehr mit kommerziellen und überhaupt wirtschaftlichen Mitteln forcierte — universelle Geltung lediglich beanspruchen. In dem Maße, wie sich — pauschal gesagt — der Realsozialismus amerikanisiert, in dem Maße tendiert der Pseudo-Universalismus dazu, sich auf seine Ausprägung zu reduzieren.

Dieser nur vorgebliche kulturelle Universalismus ist, über seine unmittelbar schädigenden Folgen hinaus, vor allem ein schweres Hindernis für einen wirklichen Universalismus menschheitlicher Kultur. Zu diesem tendiert die gesellschaftliche Entwicklung, ausgehend von der Wirtschaft; es wäre verfehlt, der ethnischen Pluralität mehr Bedeutung zuzuschreiben als nur eine historische, keine überzeitliche. Aber die eine Menschheitskultur kann nicht auf herrschaftlichem Wege entstehen, durch angemessene Dominanz einer oder einiger weniger Ethnokulturen über alle anderen, sondern nur auf demokratischem Wege durch Verbindung und Zusammenwachsen der verschiedenen Kulturen zu umfassenderen Einheiten und schließlich zu der ei-

nen Menschheitskultur — was sicherlich eine lange historische Periode in Anspruch nehmen wird. Eine notwendige Voraussetzung für den Beginn dieses Prozesses ist zweifellos die Korrektur der zunehmenden Disproportionen und Diskrepanzen, die in der Weltwirtschaft zuungunsten der Entwicklungsländer bestehen.

Für die ethnosozioologische Kulturauffassung ist die gesellschaftliche Bedingtheit, das gesellschaftliche Eingebettetsein und die gesellschaftliche Identität aller Kultur eine grundlegende Prämisse. Dagegen hat die realsozialistische Sicht mit der Gesellschaftlichkeit der Kultur ihre Schwierigkeiten, was sich unter anderem in der Fassung des Zusammenhangs von Individuum und Kultur ausdrückt. Der in der DDR durchgesetzte weite Kulturbegriff zeigt einen auffälligen Hang zu bürgerlich-ideologischem Individualismus, von einer Art, die in der bürgerlichen (nichtmarxistischen) Soziologie längst überwunden ist²⁸). Neuerdings liegt zu dieser Problematik eine Studie von Irene Dölling vor, die zu den wichtigsten Vertretern der Kulturtheorie in der DDR gehört. Durch die Untersuchungen der Autorin zum Kulturbegriff in der DDR kann die dortige Diskussion exemplarisch dargestellt werden.

Irene Dölling hat in der Vergangenheit mehrfach festgefahrene Muster von Parteiideologie und Gesellschaftswissenschaften in der DDR konzeptionell in Bewegung gebracht — so z. B. eine Kulturauffassung, die in recht mechanistischer Weise die kulturellen Errungenschaften der Vergangenheit, vermehrt durch die der Gegenwart, gleichsam als einen aufgehäuften Schatz ansah, den man sich nur anzueignen brauchte, damit alles in Ordnung käme. Dies war die Parteilinie der SED seit Ende der fünfziger Jahre. Kultur und Menschen blieben bei solcher Sicht im Grunde getrennt, konnten nur ganz äußerlich zusammenkommen. Dagegen brachte Dölling einen Ansatz vor, der eine solche Trennung zwischen objektiver und subjektiver Kultur aufheben wollte und außerdem wichtige politische Konsequenzen einschloß. Sie wandte sich gegen „harmonisierende Konzeptionen“, die aus dem Schema gefolgert wurden, die objektive Kultur sei schlechthin gegeben und sie müsse der Arbeiterklasse durch Heranführen an die Schätze der Kultur nur subjektiv vermittelt werden. Das aber sei eine „Verniedlichung und Simplifizierung der langwierigen und komplizierten revolutionären Umwälzung aller Lebensbereiche, aller Lebensbedingungen“, die nach der sozialistischen Revolution bis zum „Abschluß der ersten Phase des Kommunismus zu leisten“ sei. Sozialistische Kulturrevolution als Prozeß, „in dem

²⁸) S. dazu: Kulturpolitisches Wörterbuch (Anm. 23), S. 364 f.; W. Rossade (Anm. 13), S. 32.

alle Lebensbedingungen der Werktätigen . . . umgestaltet werden, als Voraussetzung für eine historische neue Art und Qualität zu leben“, schließe das Hervorbringen „nicht nur der subjektiven, sondern auch der objektiven Kultur der Arbeiterklasse auf der Grundlage eines geschichtlich bisher nicht erreichten Grades der Produktivkräfte und der sozialen Beziehungen“ ein²⁹⁾. Mit einem solchen Entwurf lag ein ganz anderes Bild von den Erfordernissen sozialistischer Kulturentwicklung vor, als es heute die beflissene Aufnahme der gängigen und modischen Erzeugnisse spätbürgerlicher Massenkulturindustrie durch den realsozialistischen Kulturbetrieb darbietet.

Der Sache nach bedeutete dieses Konzept zugleich eine starke Kritik an Manipulation und „Erziehung“ als bloßer Anpassung des Bewußtseins der Menschen an die bestehenden Verhältnisse. Sozialistische Kulturrevolution sei „nicht auf das Heranführen der Massen an eine — vorgegebene — Kultur zu reduzieren“, sondern als objektive Kultur sei letztlich nur das zu bewerten. „was in den Lebensbedingungen der (Klassen-) Individuen real vergegenständlicht ist, und was . . . in den tatsächlichen Aneignungsprozeß einbezogen, zu subjektiver Kultur ausgebildet wird“. Dölling ging es um die „Bewertung von sozialen Lebensbedingungen hinsichtlich ihrer positiven und negativen Folgen für die Individuen“, um Anerkennung und Analyse der Widersprüche zwischen Gesellschafts- und Individualentwicklung im Realsozialismus und das Aufzeigen von gesellschaftlichen Möglichkeiten für die Lösung dieser Widersprüche. Kulturrevolution bedeute „nicht einfach massenhafte Veränderungen im Verhalten der Individuen per Erziehung, sondern auch wesentlich Schaffung der objektiven Bedingungen für die Ausbildung historisch neuer Verhaltensqualitäten“³⁰⁾. Der Akzent lag auf den wirklichen sozialen Verhältnissen; abgelehnt wurde ein Schematismus und Doktrinarismus, der alle Veränderungsbedürftigkeit in das subjektive Bewußtsein der Werktätigen als den Erziehungsobjekten der Partei verlegen wollte.

Von dieser Sicht ist in Irene Döllings jüngstem Buch nicht viel übriggeblieben. Statt weiterführender Ansätze überwiegen darin Konformismen; was die Autorin ein Jahrzehnt früher kritisiert hatte, dem hat sie sich nun selbst auf zeitgemäße Weise sehr angenähert. Ein solcher Weg mag nicht ganz unty-

pisch sein für die persönliche Entwicklung mancher Wissenschaftler und Kulturschaffender der DDR, bei denen der Elan und die Kritikbereitschaft jüngerer Jahre nicht anhält.

Beherrschender Gesichtspunkt von Döllings neuer Analyse ist „Leistungsfähigkeit“ — sei es die ihre eigenen Wissenschaftsdisziplin, sei es die der Menschen in der DDR³¹⁾. Die Untersuchung geht von folgenden Voraussetzungen aus:

1. „Prozesse der Ausbildung einer dem Sozialismus eigenen Lebensweise“, deren „Bedeutung als Moment der Gesellschaftsentwicklung seit Anfang der siebziger Jahre ihren Ausdruck in der Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik findet“³²⁾, hätten die kulturwissenschaftliche Forschung stark beeinflußt.

2. Gewachsenes kulturwissenschaftliches Interesse an den Zusammenhängen zwischen gesellschaftlichem und individuellem Reproduktionsprozeß „und der damit verbundenen Funktionsbestimmung (!) von Kultur“ schließe eine genauere Beschäftigung mit den kulturellen Formen, Institutionen usw. ein, „in denen sich die Individuen in ihrer konkreten Gesellschaftlichkeit ausbilden“. Hier hat bei Dölling auch die Alltagskultur ihren Platz, aber kaum als reale Betätigungsweisen und Handlungsinhalte, mehr als „Wahrnehmungs- und Deutungsmuster, Normen, Werte, Symbole usw.“, vornehmlich in Gestalt verfestigter Traditions- und Sittenelemente. Das Interesse geht ganz auf deren „Funktionalität hinsichtlich einer historisch bestimmten individuellen Handlungsfähigkeit“.

3. Es gehe um „die Spezifika des individuellen Verhaltens, der psychischen Strukturen, die dem Handeln der Individuen zugrunde liegen“, und zwar besonders unter zwei Aspekten: Der eine ist die Bedürfnisproblematik als „vor allem praktisch wichtige Frage, wovon Leistungsverhalten und -bereitschaft der Individuen abhängen“. Der zweite Aspekt betrifft den Zusammenhang zwischen „gesellschaftlichen und biologischen Determinanten individuellen Verhaltens“. Soziales und „Biologisches“ mit Betonung des zweiten ist seit einer Reihe von Jahren ein bevorzugtes Thema in der Philosophie, auch in der Kulturwissenschaft der DDR. Dabei tritt ein unhistorischer *Biologismus* hervor, indem zu wenig oder gar nicht beachtet wird, daß

²⁹⁾ Irene Dölling, Kulturtheorie als angewandter historischer Materialismus, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie (1975) 3, S. 450.

³⁰⁾ Ebd., S. 446, 449.

³¹⁾ Irene Dölling, Individuum und Kultur. Ein Beitrag zur Diskussion. Berlin (O) 1986, S. 8 f. u. ö.

³²⁾ Diese Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik mit ihrer neuformulierten „ökonomischen Hauptaufgabe“ ist keine Eigenleistung des Realsozialismus, sondern kam direkt unter dem Druck sozialer Unruhen in Polen und der UdSSR zustande. Vgl. Wolfgang Leonhard, Am Vorabend einer neuen Revolution?, München 1975, S. 183 f.

für den Menschen, d. h. in der Gesellschaft, Biologisches nur im Sozialen aufgehoben existiert, nicht außerhalb und neben dem Sozialen, womöglich gar als dieses bestimmendes Moment. (Eine solche Sicht würde direkt zum Sozialdarwinismus führen.) Bei Dölling führt der verfehlte Dualismus von Gesellschaft und „Biologie“ zur Hinwendung auf die frühkindliche Phase der individuellen Persönlichkeitsentwicklung, wobei auch von einer „Natur“ der Individuen die Rede ist³³⁾.

Diese Wiedergabe von Döllings eigener Darstellung ihres Ansatzes zeigt bereits, wie sehr sich die Akzente ihres Erkenntnisinteresses verschoben haben. Die detaillierte Analyse, die sich um Bestimmungen und Differenzierungen von Begriffen bemüht, könnte wenigstens insofern etwas bringen, wenn sie sich nicht so sehr in Abstraktionen verliere, in denen kulturelle Realität bereits weitgehend verdunstet, besser: eingetrocknet ist. Diese Manier ist kein persönlicher Mangel, vielmehr ein häufig anzutreffendes Merkmal realsozialistischer Gesellschaftswissenschaftlichkeit, wenn diese sich auf methodologisch zentrierte Professionalität kaprizieren will. Anleihen und — meist eher mißglückende — Nachahmungen von westlichen Vorbildern spielen dabei keine geringe Rolle³⁴⁾.

Irene Dölling widerruft faktisch ihren einstigen Standpunkt, indem sie ihre damalige Fragestellung ins Leistungsintegrative umbiegt³⁵⁾. Charakteristisch ist der Abschnitt ihres Buches, in dem sie die von ihr selbst als besonders relevant bezeichnete Frauenproblematik aufgreift. Die Defizite in der gesellschaftlichen Stellung der Frauen in der DDR, d. h. im Realsozialismus überhaupt, scheinen auf, wenn auch ziemlich verklausuliert und durch die Abstraktheit der Darstellung beeinträchtigt. Doch das Grundmuster ihrer Sicht ist extrem konformistisch: Die Änderung der bestehenden sozialen Ungleichheiten und schweren Benachteiligungen der Frauen sei keine Frage an die herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse, sondern Sache der Frauen selbst, die nur die Möglichkeiten wahrnehmen müßten, die man ihnen biete — dies übrigens ein Grundmuster der parteioffiziellen Eigendarstellung. Es heißt dazu: „Hier ist die verantwortliche Aktivität der Individuen gefragt und notwendig. Die Gesellschaft kann keine Regeln, keine fertigen Lösungen für die individuelle Bewältigung dieser

Fragen anbieten. Sie kann auf bestimmte objektive Bedingungen Einfluß nehmen — zum Beispiel durch sozialpolitische Maßnahmen —, aber sie kann damit keinen Garantieschein für individuelles Lebensglück ausstellen. Es hängt wesentlich von den Individuen selbst ab, was sie aus objektiven Möglichkeiten, ausgehend von ihren Ansprüchen, Bedürfnissen, Wünschen, machen.“³⁶⁾

Gesagt werden müßte statt dessen: Die Gesellschaft hat die Deklarationen ihrer offiziellen Repräsentanten ernst zu nehmen und endlich soziale Gleichheit der Geschlechter herzustellen, statt durch „sozialpolitische Maßnahmen“ nur beruhigendes Flickwerk (zwecks Steigerung der Geburtenziffern) zu betreiben. Erst auf dieser objektiven Basis wäre die Frage nach dem „individuellen Lebensglück“ sinnvoll. Dieses und die gesellschaftlichen Bedingungen derart entgegensetzen, tendiert zu einem sehr alten ideologischen Herrschaftsmuster: Was helfen alle gesellschaftlichen Veränderungen, letztlich liegt es doch nur am einzelnen, in seinem Herzen und in seiner Seele! Marxisten sollten da eigentlich etwas weiter sein.

Dölling baut den dürftigen Individualismus, der bei der Installierung des weiten Kulturbegriffs in der DDR festzustellen war, nicht ab, sie kleidet ihn nur vertrackter und gelehrsamer ein. Für sie ist der Kulturprozeß wesentlich identisch mit dem Lebensprozeß der Individuen³⁷⁾. Die theoretische „Entgesellschaftung“ des Menschen ist dabei in ihrer Verbindung zu einem Grundmuster der politischen Ideologie und Praxis zu sehen. Es besagt, die großen gesellschaftlichen Aufgaben seien mit dem Sieg der sozialistischen Produktionsverhältnisse und dem darauf folgenden Ausbau der neuen Ordnung im wesentlichen gelöst. Deshalb sei es „gesetzmäßig“, daß nunmehr das Individuum mehr und mehr in den Vordergrund trete in seiner „Einmaligkeit“³⁸⁾ und seinen nicht-gesellschaftlichen Problemen.

Die Auseinandersetzung mit diesem Muster bedürfte einer eigenen Abhandlung. Nur einige Hauptgesichtspunkte seien genannt: Selbst wenn die gesellschaftlichen Grundprobleme gelöst wären, wäre es zumindest oberflächlich, nun ganz auf das Individuum „umzuschalten“, als wäre damit das Gesellschaftliche, das ja — auch nach der realsozialistischen Officialideologie — immer das Übergreifende und Bestimmende bleibt, aus der Realität

³³⁾ I. Dölling (Anm. 31), S. 12–18.

³⁴⁾ In der einschlägigen sowjetischen Literatur zeigte sich das schon in den sechziger Jahren. Vgl. z. B. A. K. Uledow, Die Struktur des gesellschaftlichen Bewußtseins. Eine soziologisch-theoretische Untersuchung, Berlin (O) 1972.

³⁵⁾ Vgl. I. Dölling (Anm. 31), S. 14.

³⁶⁾ Ebd., S. 159 f.

³⁷⁾ Vgl. ebd., S. 19.

³⁸⁾ Ebd., S. 230 ff.

verschwunden³⁹⁾. Tatsächlich hat der Versuch, das Gesellschaftliche aus der Betrachtung und aus der Problematik zu eliminieren, sehr bestimmte politische Funktionen:

1. *Ablenkung von den eigentlichen Problemen:* Da im Realsozialismus die großen gesellschaftlich-politischen Grundfragen keineswegs gelöst sind, kann der Versuch, sie als gelöst hinzustellen, nur als Bemühen gewertet werden, die Betroffenen von ihren eigentlichen Lebensfragen abzudrängen. Der realsozialistische Individualismus hat damit seinen Ort und seine Funktion in dem Druck von oben auf eine Entpolitisierung der breiten Massen: Sie sollen ruhig ihren privaten Hobbies nachgehen – solche Menschen sind ungefährlich für die herrschenden Minderheiten. Die veränderte offizielle Haltung zur Unterhaltungsindustrie ist auch in diesem Kontext zu sehen.

2. *Herstellung einer Auffangposition für die Führungsideologie, die ihre Motivationskraft schon weitgehend eingebüßt hat:* Das genannte Grundmuster macht es z. B. möglich, die zunehmend kritische literarische und andere künstlerische Reproduktionen der realsozialistischen Wirklichkeit integrativ einzuordnen. Man sei eben jetzt soweit, so etwa wird gesagt, daß man auch negative Erscheinungen an individuellen Fällen vorführen könne, denn die großen Probleme seien ja gelöst und man könne jetzt gewissermaßen an die Feinarbeit gehen. Daß eine solche Umdeutung allerdings nur mangelhaft funktioniert, zeigt die Führung selbst mit ihren häufigen Klagen über fehlenden Optimismus in Literatur und Kunst (siehe IV.).

Die versuchte Eliminierung des Gesellschaftlichen hat viele Aspekte. Einige weitere seien hier noch angeführt im Zusammenhang mit dem sozialen Habitus und mit dem Komplex der Lebensstile.

³⁹⁾ Formell, allerdings auch nur formell, findet sich ein Ansatz für den realsozialistischen „Reformismus“ in dem Konzept Lenins, daß es nach der politischen Umwälzung nur noch um evolutionäre Veränderungen gehe. Historisch zwar aus der Frontstellung gegen überzogenen Revolutionarismus in den Jahren nach der Oktoberrevolution in Rußland verstehbar, ist dieses Konzept doch noch sehr mangelhaft im Vergleich mit dem Mao Tse-tungs, das keine solche Trennung von vor- und nachrevolutionärer Lage kennt. Man sollte sich durch die ideologische Befruchtung Maos und seiner Lehre zu seinen Lebzeiten und erst recht nach seinem Tode nicht den Blick für die neue Qualität trüben lassen, die durch ihn im Kontext der Revolution in China erreicht wurde. Seine Formel von der „Fortführung der Revolution unter der Diktatur des Proletariats“ dürfte noch von sehr großer gesellschaftlicher Bedeutung werden, nicht zuletzt gerade für den sogenannten Realsozialismus.

Der schon zitierte Soziologe Pierre Bourdieu hat nicht nur in bundesdeutschen Fachkreisen⁴⁰⁾, sondern – vergleichsweise sehr früh – auch in der DDR Aufnahme gefunden. Es war wiederum Irene Dölling, die mit einer Rezension zu Bourdieus großem Werk über die soziale Distinktion in der kultur- und literaturwissenschaftlichen Monatsschrift „Weimarer Beiträge“ einen Auftakt dazu gab. Im Sinne einer eigenständigen Rezeption der westlichen Soziologie im realsozialistischen Bereich lobt sie: „Gerade auch mit dem Blick auf eine auszubauende marxistisch-leninistische Kultursoziologie“ seien Bourdieus Analysen „Ausweis für die Leistungsfähigkeit von Soziologie, vorausgesetzt, sie verfügt über ein hinreichend entwickeltes Konzept, das begrifflich den besonderen Gegenstand zu fassen vermag“⁴¹⁾. Das könnte programmatisch werden dafür, daß auch die Kulturtheorie und Kultursoziologie der DDR mehr als bisher an den westlichen Errungenschaften partizipiert. Dölling hat jedoch auch Einwände, insbesondere in bezug auf Bourdieus Fassung des sozialen Habitus.

Für Bourdieu hat der soziale Habitus, d. h. die soziokulturelle Prägung von Persönlichkeitstypen gemäß der sozialen Schichtzugehörigkeit, eine zentrale Bedeutung. Er ist Produkt einer Verinnerlichung der Scheidung der Gesellschaft in soziale Klassen durch die betroffenen Gesellschaftsmitglieder. Als dieses Produkt bringt er selber schichtspezifische Praxis- und Wahrnehmungsformen hervor und damit unterschiedliche Lebensstile⁴²⁾. Dölling stößt sich nun daran, daß der – nach Bourdieu wesentlich in den ersten Lebensjahren geprägte – Habitus bei ihm zu starr und unveränderlich erscheine⁴³⁾. Sie selbst schreibt aber, wie gezeigt, einer Art biologischer Natur des Individuums ähnliche Prägung zu. Demnach würde sie, zumindest der Tendenz nach, soziale Prägungen ablehnen, „biologische“ aber bejahen. Was im übrigen die Persistenz, die Beständigkeit der einmal erworbenen sozialen Prägungen angeht, so vermag vielleicht der politisch folgenreiche Habitus verantwortlicher Führer in der DDR Bourdieu eher zu bestätigen als zu widerlegen.

Lebensstile lassen sich kennzeichnen als die in „Konsum- und Sozialverhalten beobachtbare qualitative Bedarfsstruktur und Mittelverwendung“ von

⁴⁰⁾ Siehe dazu: Axel Honneth, Die zerrissene Welt der symbolischen Formen. Zum kultursoziologischen Werk Pierre Bourdieus, in: KZfS (1984)1; Hans-Peter Müller, Kultur, Geschmack und Distinktion. Grundzüge der Kultursoziologie Pierre Bourdieus, in: Kultur und Gesellschaft. Sonderheft 27/1986 der KZfS.

⁴¹⁾ Weimarer Beiträge, (1986)4, S. 701.

⁴²⁾ Vgl. P. Bourdieu (Anm. 25), S. 277 ff.

⁴³⁾ I. Dölling (Anm. 41), S. 703.

Personen, Gruppen, Schichten oder Gesellschaften, historisch auch von Epochen⁴⁴⁾. In der Kultur- und Gesellschaftswissenschaft der DDR spielt der Begriff „Lebensstil“ keine zentrale Rolle. Er steht eher am Rande und entspricht etwa dem normativen Integrationsbegriff „sozialistische Lebensweise“. In der einschlägigen sowjetischen Literatur findet sich neben der „Lebensweise“ auch der Begriff „Lebensformen“, der etwa den Lebensstilen entspricht, als „die durch die sozialökonomischen Verhältnisse bedingte Gesamtheit der Methoden und Formen der Befriedigung der materiellen und geistigen Bedürfnisse der Menschen außerhalb der Produktion und der gesellschaftlich-politischen Tätigkeit“. Dies meint „konkret die Wohnverhältnisse der Menschen, ihre Ernährung und Kleidung, die Arbeit im Haushalt, die Haushaltsgegenstände, den Charakter der Freizeitbeschäftigungen, die Formen der Freizeitgestaltung, Zerstreuungen, den Charakter des Familienlebens usw.“⁴⁵⁾.

Diese Trennungen sind charakteristisch. Tatsächlich gehören zum Lebensstil, gerade auch im Realsozialismus, ebenso die Arbeits- und die gesellschaftlich/politische Sphäre. Den Raum des Lebensstils auf den Bereich außerhalb von Arbeit und Politik einzuschränken, steht in Gegensatz zu der sonst hervorgehobenen Bedeutung von Arbeit und Politik für den „sozialistischen Menschen“. Diese Trennung gesteht außerdem indirekt ein, daß auch im Realsozialismus die *Entfremdung* herrscht, die den Arbeitenden erst außer der Arbeit „bei sich“ sein, leben läßt⁴⁶⁾. Die gesamte Lebenslage und damit auch die schichtspezifisch unterschiedlichen Lebensstile der großen Bevölkerungsmehrheit werden nicht nur durch die Versorgungsmängel beeinträchtigt, die lediglich für die oberste Leiterschicht nicht existent sind, sondern insbesondere auch durch den Mangel an Selbst- oder Mitbestimmung im autoritären politischen System. Dazu kommen

substantielle Defizite, die sich aus der relativen Rückständigkeit der DDR-Industriegesellschaft ergeben, z. B. aus dem nach wie vor hohen Anteil schwerer körperlicher und gesundheitsschädlicher Arbeit oder aus der kulturellen Kluft zwischen Großstadt und Kleinstadt/Land hinsichtlich der Wohnverhältnisse, Dienstleistungen und Freizeitangebote.

Die Lebensstile in der DDR-Gesellschaft differenzieren sich nach der sozialen Schichtung, nach dem Geschlecht (Männer — Frauen), nach demographischen Merkmalen (erwachsene Erwerbstätige und Hausfrauen, Jugendliche, Kinder, Alte), nach unterschiedlichen Sphären sozialen Handelns (Arbeits- und Freizeittätigkeit; Zivil- und Militärdienst; offizielle und persönliche Sphäre). Das kann hier nicht im einzelnen dargestellt werden. Wenigstens hingewiesen werden soll jedoch auf eine Hervorhebung von Lebensstil, die der exponierten Stellung der Intelligenzschicht in einer realsozialistischen Gesellschaft vom Typus der DDR entspricht.

Das steht in direktem Zusammenhang mit dem Effizienz- und Produktivitätsstreben, für das der — wissenschaftlich-technischen — Intelligenz besondere Bedeutung zugemessen wird. Daraus ergibt sich eine besondere Vorbildfunktion der „Intelligentsia“ hinsichtlich des wünschenswerten Lebensstils. Es heißt, die „Verwischung der Grenzen von Arbeitszeit und Freizeit“ bei den Intellektuellen und Leitern und ihre angenommene „Orientierung an internationalen Spitzenleistungen, aber auch an Spitzenleistungen des eigenen unmittelbaren Bekanntenkreises“ bringe „höchste Ansprüche an die eigene Arbeit“ hervor. Der vorbildhafte Lebensstil wird sogleich mit der Selbstreproduktion der Intelligenzschicht in Verbindung gebracht: Familiäre Lebensstile, die durch geistigen Arbeitsinhalt der Eltern geprägt würden, formten und stimulierten mit ihren besonderen Traditionen und Normen frühzeitig entsprechende Persönlichkeitseigenschaften der Nachkommen⁴⁷⁾. Das erinnert fast an die *Zucht* einer effizienten Leistungselite.

⁴⁴⁾ Günter Wiswede/Thomas Kutsch in: Kulturpolitisches Wörterbuch Bundesrepublik Deutschland/Deutsche Demokratische Republik im Vergleich, hrsg. von Wolfgang R. Langenbucher/Ralf Rytlewski/Bernd Weyergraf, Stuttgart 1983, S. 460.

⁴⁵⁾ Grundlagen der marxistisch-leninistischen Kulturtheorie, Berlin (O) 1979, S. 223.

⁴⁶⁾ Vgl. Karl Marx/Friedrich Engels, Werke, Ergänzungsband I, Berlin (O) 1960, S. 514.

⁴⁷⁾ M. Lötsch/J. Freitag (Anm. 7), S. 100 f.; s. a. Soziale Triebkräfte ökonomischen Wachstums. Materialien des 4. Kongresses der marxistisch-leninistischen Soziologie in der DDR, 26. bis 28. März 1985, Berlin (O) 1986, S. 33.

III. Leistungsmuster

Die DDR gilt zurecht, mehr noch als die anderen realsozialistischen Länder, als eine ausgeprägte „Leistungsgesellschaft“. Das heute dafür verbindliche Grundmuster erscheint im Zusammenhang von Individuum und Kultur so: „Mehr denn je hängt die Stärke des Sozialismus vom Leistungsverhalten jedes einzelnen ab. Dieses durch eine weitsichtige Politik – in einer ökonomisch angespannten Lage – zu entwickeln und zu stimulieren ist eine der dringlichsten politisch-ideologischen und praktischen Aufgaben, die von der Partei der Arbeiterklasse und dem sozialistischen Staat zu lösen sind. Mehr denn je werden deshalb auch theoretische Erkenntnisse darüber gebraucht, . . . welche Faktoren die individuelle Leistungsfähigkeit und -bereitschaft beeinflussen.“⁴⁸⁾ Diese Sätze umreißen bereits Kernelemente realsozialistischer Arbeits- wie auch Wissenschaftskultur.

Den Arbeitsbereich prägen das Streben nach Spitzenleistungen und die Funktionalisierung sozialer Unterschiede. In die „Wachstumsspitzen“ werden jetzt auch „Gruppen der Arbeiterklasse“ einbezogen, und zwar solche, die im Zusammenhang mit der Rationalisierung durch komplizierte technische Systeme „tempobestimmende Leistungen“ vollbringen⁴⁹⁾. Indessen ist das nur eine Minderheit. Sehr viele Werkstätige in der DDR trifft das „beachtliche Beharrungsvermögen von Arbeitsplätzen mit relativ geringen Qualifikationsanforderungen, das heute noch dazu zwingt, einen Teil der Facharbeiter an nichtangemessenen Arbeitsplätzen einzusetzen“⁵⁰⁾. So kommt es zur Differenzierung in die zahlenmäßig kleine Schicht einer „Rationalisierungselite“, während ein großer Teil der Beschäftigten Prozessen der Dequalifizierung mit anspruchlosen Arbeitsinhalten und einer Entwertung ihrer beruflichen Qualifikation unterliegt, die soziale Degradierung im Gefolge haben⁵¹⁾. Dies wird jedoch von den Verantwortlichen in der DDR nicht bedauert, sondern im Gegenteil begrüßt, weil eine stärkere Ausprägung sozialer Unterschiede subjektive Motivierungsfaktoren und Lebensorientierungen ins Spiel bringen soll, auf denen, wie man annimmt, individuelles Leistungsverhalten und berufliches Engagement beruhen. „Soziale Ungleichheit ist zum gesetzmäßigen Erscheinungsbild einer höheren Stufe gesellschaftlicher Entwicklung umge-

deutet worden.“⁵²⁾ Das ist schon das ausgesprochene Gegenteil von sozialistischen Zielsetzungen auf dem Boden des Marxismus.

Ein hoher Anteil körperlicher Arbeit mit geringen Anforderungen an Fachkenntnisse prägt nach wie vor die Industrie der DDR. Vor einigen Jahren leisteten immerhin noch rund 75 Prozent der in der Industrie Beschäftigten vorwiegend körperliche Arbeit, fast ein Fünftel (16 Prozent) schwere bis schwerste körperliche Arbeit. Etwa 12,5 Prozent hatten eine „geistige Bedientätigkeit an Maschinen und Anlagen“, etwa 13 Prozent Tätigkeiten mit Kontroll- und Überwachungsaufgaben. Der Anteil der Handarbeiter betrug um 33 Prozent, also ein Drittel aller in der Industrie Beschäftigten⁵³⁾. Diese Gegebenheiten haben – auch in der Sicht der DDR – bestimmende Konsequenzen für das Verhältnis von Arbeit und Kultur. Freizeit wird, ganz nach den Grundmustern der Entfremdung, zum eigentlichen Feld menschlicher Betätigung, auf dem die unzureichenden und unbefriedigenden Arbeitsinhalte kompensiert werden sollen. Später einmal, so heißt es, werde sich durch die Entwicklung von Wissenschaft und Technik alles ändern, aber heute könne man die Arbeitsbedingungen nicht abschaffen, „die die Persönlichkeitsentwicklung noch behindern“. Nach wie vor leisteten in der DDR Werkstätige in vielen Bereichen mühselige Handarbeit, müßten noch Routinearbeiten gemacht werden, die die geistigen Fähigkeiten unterfordern. Um so wichtiger sei, „daß sich die schöpferischen Fähigkeiten der betreffenden Werkstätigen vor allem in der Freizeit entfalten. Dort gehen sie interessanten Hobbys nach, bilden sie sich weiter und entwickeln sie vielfältige kulturelle und sportliche Aktivitäten.“⁵⁴⁾

Eine entfremdete Spießridylle also statt der Revolution im Charakter der Arbeit, von der im Realsozialismus lange Zeit die Rede war. Dazu kommt, daß weithin nicht einmal diejenige Befriedigung aus der Arbeit gezogen werden kann, die effektives Arbeiten mit guten Ergebnissen, für sich genommen, allenfalls gewährt. Dem steht im Wege, daß immer noch gravierende Mängel in der Organisation des Arbeitsablaufs und andere Defizite zu Verschwendung von Arbeitsmitteln, Arbeitskraft und Arbeitszeit führen und die Arbeitswelt der DDR prägen.

⁴⁸⁾ Ebd., S. 80.

⁴⁹⁾ Vgl. Zur Theorie (Anm. 14), S. 256.

⁵⁰⁾ Peter Voß (Hrsg.), Freie Zeit – was nun?, Berlin (O) 1986, S. 21.

⁴⁸⁾ I. Dölling (Anm. 31), S. 8.

⁴⁹⁾ M. Lötsch in: Soziale Triebkräfte (Anm. 47), S. 104.

⁵⁰⁾ Ebd.

⁵¹⁾ Vgl. Katharina Belwe/Fred Klinger, Der Wert der Arbeit. Aspekte des sozialen Wandels in der industriellen Arbeitswelt der DDR, in: Tradition und Fortschritt (Anm. 13), S. 61.

Ähnlich sieht es im Bereich der Wissenschaft aus, deren recht extreme politische Funktionalisierung und Instrumentalisierung eine realsozialistische Wissenschaftskultur ohnehin problematisch werden läßt. Aufwand und Ergebnisse stehen, verglichen etwa mit den bundesdeutschen Realitäten, in keinem guten Verhältnis, obwohl der Leistungsdruck ständig verstärkt wird und z. B. die Akademie der Wissenschaften der DDR schon in den siebziger Jahren aus einem Gelehrtenklub oder dessen Überbleibseln in eine zentrale Schaltstelle für direkt oder mittelbar wirtschaftsorientierte Forschung umgewandelt wurde.

Es gibt bislang überhaupt nur einen gesellschaftlichen Sektor in der DDR, in dem das Bestreben, das internationale Höchstniveau an Leistung zu erreichen und mitzubestimmen, von Erfolg gekrönt ist: den Bereich des Sports. Hier hat sich die kleine DDR unter die Giganten des Spitzensports eingereiht, unter die Länder, die bei Olympischen Spielen und ähnlichen Veranstaltungen die Medaillen und Titel mehr oder weniger unter sich aufteilen. Die sportlichen Leistungen spielen denn auch als internationale und innergesellschaftliche Prestige-träger eine hervorragende Rolle in Ideologie und Praxis der DDR-Führung, ganz abgesehen von der Bedeutung, die „Körperkultur und Sport“ als Mittel der Ertüchtigung für Arbeit und Landesverteidigung zukommen⁵⁵).

In diesem Bereich wird auch die elitäre Umorientierung besonders sichtbar: Der Realsozialismus hat sich vollständig und entschieden von den Leitgedanken getrennt, die einst die alte Arbeitersportbewegung — kommunistischer wie auch sozialdemokratischer Herkunft — prägten. Damals wurde individuelle Rekordsucht als bürgerlich-kapitalistische Fehlentwicklung verworfen und der Massensport in den Vordergrund gestellt. Heute gibt es keinen Unterschied mehr zwischen dem Sportmo-

dell westlicher und realsozialistischer Industriegesellschaften, neuerdings bis zur Kommerzialisierung von sportlichen Veranstaltungen für Werbezwecke.

Industriegesellschaftliche Leistung ist heute nicht mehr zu trennen von der ökologischen Problematik. Der Realsozialismus hat nach langer Vernachlässigung des Umweltschutzes erst seit den siebziger Jahren überhaupt ernsthafter von dieser Problematik Kenntnis genommen. So wurde erst zehn Jahre nach Erlass des Landeskulturgesetzes der DDR im März 1980 in Ost-Berlin eine „Gesellschaft für Natur und Umwelt“ im Kulturbund der DDR gegründet, die inzwischen auf Bezirks- und lokaler Ebene mit Informationsausstellungen und Landschaftsschutzmaßnahmen aktiv geworden ist. Die großen Probleme der Ökologie werden in diesem Rahmen aber höchstens verbal und allgemein angesprochen⁵⁶).

Anders verhält es sich bisher nur bei kritischen DDR-Bürgern, die ihre Meinung heute schon auch öffentlich vorzutragen wagen. So hieß es anlässlich der Nuklearkatastrophe von Tschernobyl in einem Appell an Volkskammer und Ministerrat der DDR: „Die realen Gefahren des Reaktorbetriebes wurden in den sozialistischen Ländern unterschätzt und insbesondere in der DDR auf beispiellose Weise publizistisch verharmlost und der öffentlichen Diskussion entzogen . . . In der Sowjetunion und in der DDR kulminierten die Praktiken verzögerter bzw. verharmlosender Information.“ Durch das Verhalten von Verantwortlichen in der UdSSR habe radiologischer Bevölkerungsschutz, wie er später z. B. in Rumänien und Polen sporadisch praktiziert worden sei, vorbeugend nicht organisiert werden können⁵⁷). Es ist anzunehmen, daß man auch im Realsozialismus auf die Dauer die drohenden Umweltkatastrophen ernst nehmen und ihnen praktisch entgegenwirken muß.

IV. Einstellungen zum Realsozialismus

Die eigene Wahrnehmung der bestehenden realsozialistischen Gesellschaft sowie die daraus abgeleiteten (bzw. der Wahrnehmung selbst zugrunde liegenden) Handlungsmuster sind durchaus unterschiedlich, je nachdem, ob es sich bei den Betroffenen etwa um die politische Führungsgruppe dieser Gesellschaft und ihren Apparat, um Kunstschaffende und ihre Medien oder um Sprecher kritischer und oppositioneller Regungen handelt. Künstler

und die letztgenannte Gruppe fallen oft zusammen, aber es gibt auch Schriftsteller, bildende Künstler

⁵⁶) Vgl. Peter Wensierski in: Umweltprobleme und Umweltbewußtsein in der DDR, hrsg. von der Redaktion Deutschland Archiv, Köln 1985, S. 152 ff. Zur Umweltproblematik s. außerdem: Peter Wensierski/Wolfgang Büscher (Hrsg.), Beton ist Beton. Zivilisationskritik aus der DDR, Hattingen 1981; Umweltschutz in beiden deutschen Staaten, hrsg. von der Friedrich-Ebert-Stiftung, Bonn 1985; Sabine Rosenblatt, Der Osten ist grün? Ökoreportagen aus der DDR, Sowjetunion, Tschechoslowakei, Polen, Ungarn, Hamburg-Zürich 1986.

⁵⁷) Zitiert in: S. Rosenblatt (Anm. 56), S. 217 ff.

⁵⁵) Vgl. dazu: Werner Rossade, Sport und Kultur in der DDR, München 1987 (im Erscheinen).

und andere, die eher zu der ersten Gruppe zu rechnen sind.

Einstellungen zu vorhandenen gesellschaftlichen Institutionen, Politiken usw. fallen heute insgesamt unter den gängigen Begriff der „Politischen Kultur“. Dieser ist, wie von Politikwissenschaftlern schon oft beklagt wurde, nicht sehr bestimmt, eher dehnbar und vage⁵⁸). Er ist, wie viele andere westliche sozialwissenschaftliche Konzepte, ebenfalls von der realsozialistischen Gesellschaftswissenschaft aufgenommen worden. In der Sowjetunion wird er schon seit längerem verwendet. Politische Kultur reduziert sich dabei ziemlich eindeutig auf dieses Muster: Auf der eigenen Seite stehen gute oder zumindest grundsätzlich gute gesellschaftliche Einrichtungen und eine ebensolche offizielle Politik. Politische Kultur haben die Bürger, die es verstehen, ihr Bewußtsein und Verhalten auf die Höhe dieser Institutionen und Handlungsweisen der Verantwortlichen zu erheben. Sie dazu zu befähigen, ist der Inhalt politischer Bildung und Erziehung⁵⁹). Konservative im Westen vertreten grundsätzlich das gleiche Muster, und da das Konzept der „Politischen Kultur“ in der USA-Gesellschaft entstanden ist, die sich weitgehend auf Anpassung orientiert, war dieses Muster in dem Konzept bis zu einem gewissen Grade von vornherein angelegt.

Neuere Fassungen von „Politischer Kultur“ aus der DDR haben dasselbe Grundmodell noch ausgebaut und sozusagen verfeinert. Da heißt es, politische Kultur umfasse in der entwickelten sozialistischen Gesellschaft ein Höchstmaß an politisch-ideologischer Bewußtheit und Kenntnissen, die Fähigkeit, alles im gesellschaftlichen Leben politisch zu beurteilen, und das Vermögen, gewonnene politische Einsichten im täglichen Leben anzuwenden. Darüber hinaus aber gehöre zur politischen Kultur ein „Gefühl für politische Entscheidungen“, die Entwicklung von „Fähigkeiten und Emotionen, die dazu beitragen, ein Gespür für politische Maßnahmen und Aufgaben, für Einfühlungsvermögen in politische Situationen und Zusammenhänge zu entfalten“. Erst das sei „aktives und verantwortungsvolles politisches Verhalten im Alltag“⁶⁰). Hier scheint in die Begriffsbestimmung mit eingegangen

⁵⁸) Vgl. dazu: Gabriel Almond/Sidney Verba, *The civic culture*, New York 1963; Peter Reichel in: Martin Greiffenhagen u. a. (Hrsg.), *Handwörterbuch zur politischen Kultur der Bundesrepublik Deutschland*, Opladen 1981, S. 319 ff.; Wolf Michael Iwand, *Paradigma Politische Kultur*, Opladen 1985.

⁵⁹) Vgl. z. B. W. W. Schtscherbizki, *Die wissenschaftlich-technische Revolution und die Leitung der gesellschaftlichen Prozesse*, in: *Sowjetwissenschaft. Gesellschaftswissenschaftliche Beiträge* (1981) 2, S. 165.

⁶⁰) Zur Theorie (Anm. 14), S. 350

zu sein, daß — bei den in der DDR herrschenden Publizitätsgewohnheiten und der nichtssagenden Formelhaftigkeit der realsozialistischen politischen Sprache — der politisch bewußte Bürger fähig sein muß, zwischen den Zeilen zu lesen und die Meinung orientierender Direktiven schon aus halben Andeutungen, womöglich auch aus dem gesagten Gegenteil des Gemeinten, zu erfassen.

Politische Kultur, die den Namen verdient, kann sich jedoch nicht im Subjektiven erschöpfen, in der bloßen Anpassung der Bürger an bestehende Institutionen und Autoritäten, sondern sie muß die Beschaffenheit dieser Einrichtungen und Autoritäten selbst kritisch prüfen dürfen. Für eine realsozialistische Gesellschaft heißt das, daß auch einige Axiome der offiziellen Eigendarstellung hinterfragt werden müssen.

Dazu gehören die Thesen vom friedliebenden und humanen („humanistischen“) Charakter des Realsozialismus, wobei die Menschlichkeit dieser Ordnung wesentlich aus ihrer vorausgesetzten Identität mit Frieden abgeleitet wird. Derartige Thesen halten der Realität schlecht stand. Das Scheitern der ökonomischen Überholprogrammatis führte seinerzeit in der sowjetischen Politik zu einer faktischen Orientierung auf militärisches Überholen des westlichen Konkurrenz- und Partnersystems, speziell der USA. Dem diene eine beispiellose Hochrüstung, insbesondere im Feld strategischer Angriffswaffen wie interkontinentaler und sonstiger Nuklear-Raketen und beim Aufbau einer modernen Hochsee-Kriegsflotte, bei gleichzeitigem kontinuierlichen und zielgerichteten Ausbau der bestehenden Überlegenheit im Bereich konventioneller Rüstung. Die Sowjetunion führt seit nun fast acht Jahren in Afghanistan einen völkermörderischen Krieg von sehr ähnlicher Art, wie sie ihn seinerzeit als Verbrechen der USA in Vietnam scharf verurteilte, und sie schürt — teilweise zusammen mit der anderen Supermacht — weitere Kriege und Kriegerherde in anderen Regionen der Erde, sowohl durch Waffenlieferungen als auch durch entsprechende politische Maßnahmen. Die sowjetischen Leistungen an Entwicklungsländer bestehen in erster Linie aus Rüstungsexporten und Militärhilfe⁶¹).

Bekanntlich zeigt sich im heutigen Realsozialismus das Vorherrschen des militärischen Faktors nicht nur in der internationalen Politik der Sowjetunion und ihrer Verbündeten, sondern ebenso nach innen. Es ist sicherlich nicht übertrieben, von einer Militarisierung der realsozialistischen Gesellschaft

⁶¹) Joachim Krause, *Sowjetische Militärhilfepolitik gegenüber Entwicklungsländern*, Baden-Baden 1985.

ten, nicht zuletzt auch der DDR-Gesellschaft, zu sprechen. Mit der üblichen Formel vom „sozialistischen Patriotismus und proletarischen Internationalismus“ im Kontext der sogenannten Verteidigungsbereitschaft ist ein Grundmuster realsozialistischer politischer Kultur angegeben. Es nimmt im System dieser Kultur eine ähnliche Stellung ein, wie sie der bornierte Nationalismus/Chauvinismus im System des preußisch-deutschen Militarismus innehatte⁶²). Militärische Kampfbereitschaft, die man schon im frühen Schulalter einzuüben versucht, und militärische Mittel als ein Hauptinstrument realsozialistischer internationaler Politik stellen diese Soziokultur in eine Tradition, die weder von Eigenständigkeit, noch von grundsätzlich Neuem, noch gar von der propagandistisch beschworenen Friedensliebe zeugt.

Ob die Veränderungsprogrammatik, wie sie seit kurzem in der Sowjetunion durch Gorbatschow und seine Führungsgruppe aktuell geworden ist⁶³), daran praktisch etwas ändern wird, bleibt noch abzuwarten. Bisher sind an den griffigen Losungen von *Glasnost* und *Perestrojka*, also von „Offenheit“ und „Umbau“, wie mir scheint, nur zwei Aspekte sicher: einmal das halbwegs offene Eingeständnis des krisenhaften Zustandes in Wirtschaft und Gesellschaft der UdSSR (gegenüber der durchaus zu recht so genannten „Selbstzufriedenheit“ in den Zeiten der Breshnew-Führung), zum anderen der Umstand, daß mit der vorsichtigen Einführung quasiparlamentarischer Formen bei Wahlvorgängen nun auch im Bereich des politischen Systems einzelne Elemente vom Westen übernommen werden. Übrigens sagen jene Losungen auch etwas aus über den Zustand der realsozialistischen Soziokultur, insofern sie recht allgemeine, eher unverbindliche Begriffe darstellen. „Offenheit“ erinnert mehr an einen Allerwelts-Liberalismus, und „Umbau“ ist, jedenfalls in den gegebenen Kontexten, etwas wesentlich anderes als Umwälzung.

Die neuerliche Einpassung des Realsozialismus in eine keineswegs sonderlich fortschrittliche Tradition ist in der DDR besonders augenfällig geworden. Nach außen hat sich das vor allem an zwei Komplexen verdeutlicht: an der Umbewertung des Preußentums und dem Herausstellen eines – pflichtethisch und obrigkeitlich akzentuierten – Lutherbildes anlässlich des fünfhundertsten

Geburtstages des Kirchenreformators. So stellt ein neues Compendium über das kulturelle Erbe, das unter Verantwortung der Akademie für Gesellschaftswissenschaften beim Zentralkomitee der SED veröffentlicht wurde, „Preußen und seine Kultur als Erbe“ dar und die Ehrungen für Martin Luther vor und neben dem „Karl-Marx-Jahr 1983“ sind ebenfalls ein Bestandteil der aktuellen Erbeanerkennung⁶⁴). Die Rückbesinnung auf Preußen geht mit einer Aufwertung in mehrfacher Hinsicht einher. Das betrifft zum einen die bekannten preußischen Tugenden, zu denen gesagt wird: Eigenarten des Nationalcharakters seien „bei uns sicher Arbeitsamkeit und Fleiß, Genauigkeit und Pünktlichkeit, Ehrlichkeit und Sparsamkeit, wie auch die sprichwörtliche deutsche Ordnung und Sauberkeit“, und dies habe „für ein sozialistisches Land nicht geringe Vorteile“⁶⁵). Weiterhin erfaßt die Um- und Aufwertung durchaus bürgerliche – und auch als solche perzipierte – Kulturmuster, mit aktuell begründeter Hervorhebung der Intelligenzschicht.

Das liest sich dann so: Nicht nur Literaturerbe und Baudenkmäler, beide (wirklich beide? Baudenkmäler wurden in der Frühzeit der DDR auch abgerissen wie das Berliner Schloß und die Leipziger Universitätskirche) seien zu bewahren, sondern auch „Sitten und Gewohnheiten des ‚bürgerlichen‘ Alltagslebens, der Art und Weise des gegenseitigen Umgangs, der Achtung und Wertschätzung der Person und der Leistung anderer, die Verbindung von qualifiziertem Spezialistentum mit humanistischer Allgemeinbildung und Achtung vor den Werten der Geschichte und Kultur“. Die deutsche Bourgeoisie habe „in ihrer Geschichte auch solche Tugenden hervorgebracht wie wissenschaftlichen Entdeckergeist und technische Meisterschaft, geschäftlichen Sinn und kaufmännischen Verstand (!), Ordnungsliebe und Organisationstalent, Unternehmergeist und Initiative“. Dergleichen wird dann speziell für die deutsche Intelligenz der Vergangenheit noch einmal wiederholt, der zudem „wissenschaftliche Gründlichkeit und Genauigkeit, Solidität und Qualität technischer Leistungen, Arbeitsethos und Berufsstolz“ attestiert wird. Außerdem seien in der „gesellschaftlichen und familiären Erziehung“ dieser sozialen Schicht „Traditionsbewußtsein, Anstand und gute Sitte, Kultiviertheit im öffentlichen Leben und im persönlichen Umgang angestrebt“ worden. All das seien heute, modifiziert und in zeit-

⁶²) Vgl. dazu Emilio Willems, *Der preußisch-deutsche Militarismus. Ein Kulturkomplex im sozialen Wandel*, Köln 1984, S. 83 ff.

⁶³) S. dazu: Boris Meissner, *Das Aktionsprogramm Gorbatschows. Die Neufassung des dritten Parteiprogramms der KPdSU*, Köln 1987.

⁶⁴) Die SED und das kulturelle Erbe. Orientierungen, Erziehungsaufgaben, Probleme, von Horst Haase u. a., Berlin (O) 1986, S. 505–518; s. a. S. 518 ff.

⁶⁵) Zur Theorie (Anm. 14), S. 326.

gemäß Form, „Werte sozialistischer Lebensweise und Kultur“⁶⁶).

Selbst wenn man von der Vereinbarkeit mit „marxistischen“ Bekenntnissen und der erstaunlichen – echten oder gespielten – Naivität, zumindest aber der extremen Einseitigkeit einer derartigen Betrachtungsweise absieht, kann sie nur als – im Wortsinne – schamlos qualifiziert werden angesichts der schrecklichen Realisationen solch historisch bestimmten deutschen Wesens in diesem Jahrhundert. Mit Blick auf die kulturelle Wertigkeit der beiden deutschen Gesellschaften im Vergleich zueinander ist nicht zu übersehen, daß solche Äußerungen im westlichen Deutschland heutzutage nur am Ende des rechten politischen Spektrums vorfindbar wären. In der DDR stehen sie ganz offiziell im Zusammenhang der „Theorie sozialistischer Kultur“.

Die Angleichung an die bürgerliche Gesellschaft betrifft, wie anlässlich der massenhaften Gebrauchskultur schon dargelegt wurde, auch die bildenden Künste. Auf längere Sicht ist zu erwarten, daß man sich die spätbürgerliche Moderne ebenfalls aneignet, die gegenüber früheren pauschalen Verteufelungen heute bereits differenzierter gesehen wird⁶⁷). Der Realsozialismus bevorzugt aber auch hier konservative Bild Darstellungen, ohne Rücksicht auf ihre durchaus bekannten historischen und zeitgeschichtlichen Belastungen.

In diesem Zusammenhang ist auf eine sozialgeschichtliche Gegebenheit zurückzukommen, die oben bereits angedeutet wurde. Sie betrifft den sozialen Habitus von Persönlichkeitstypen. Im kulturellen Leben der DDR fällt eine gewisse Kleinlichkeit, Enge, bemühte Wohlanständigkeit u. ä. auf – durchaus im Einklang mit den zitierten Lobreden auf die bürgerliche Vergangenheit und die gebildete bürgerliche Intelligenz sowie deutlich abgehoben von den heutigen Normen und Gepflogenheiten „bourgeoiser“ Weltkultur. Es wäre ein lohnendes Unterfangen, diese Erscheinungen in einer gründlichen Untersuchung mit der Tatsache in Verbindung zu bringen, daß das realsozialistische Kulturleben von der gleichen Handvoll zumeist älterer Männer bestimmt wird wie der gesamte Prozeß dieses industriegesellschaftlichen Systems, und daß in der DDR die meisten der heute noch maßgebenden Personen ihre Biographie bereits am Ende der Wilhelminischen und während der Weimarer Zeit begannen, also unter der Herrschaft großbürgerlicher Verhältnisse mit mehr oder minder starken feudaldjunkerlichen Relikten, die den Arbeitern und über-

haupt den Unterschichten der Gesellschaft bestimmte Plätze im kulturellen System zuwies. Diese Kontinuität von der wilhelminischen zur DDR-Soziokultur, unterbrochen – zumindest partiell – durch eine kurze, knapp zehnjährige Periode nach 1945, wird in gewissem Umfang von der offiziellen DDR nicht nur zugestanden, sondern gleichsam mit Stolz verkündet. Sie ist aber naturgemäß von ideologischen Wolkenbildungen verschleiert. Deutlicher wird dieser Sachverhalt in kritischer Sicht, wie sie vor allem in der Literatur Ausdruck gefunden hat.

Günter Kunert hat, als er noch in Ost-Berlin lebte, anlässlich einer literaturhistorischen Debatte über Kleist bestimmte, in der DDR vorherrschende kulturelle Perzeptionsmuster als „prä-, pro- und postfaschistische Haltung“ bezeichnet⁶⁸). Solche entschiedene Kritik zeichnete seine Wahrnehmung des Realsozialismus überhaupt aus⁶⁹). Christa Wolf verbildlichte jene Kontinuität in ihrem Roman „Nachdenken über Christa T.“ (1968) insbesondere an Erscheinungen von Brutalität gegenüber wehlosen Tieren, beziehungsreich auch unter dem Gesichtspunkt, daß Tierschutz in der DDR in ökologischen und sonstigen Zusammenhängen kaum eine Rolle spielt⁷⁰). In ihrem großen Buch „Kindheitsmuster“ von 1976 war dann das Zusammenfallen von Mentalitätsstrukturen faschistischer Vergangenheit und realsozialistischer Gegenwart schlechthin Thema der Darstellung, auch kontrastiert mit der Menschlichkeit des einfachen Volkes in Polen.

Doch ist eine derartige Sicht nicht nur Thema kritischer Darstellungen; sie findet sich auch in konformer Literatur. Besonders bemerkenswert erscheint mir ein Passus in dem Roman von Max Walter Schulz „Tryptichon mit sieben Brücken“ über die Invasion der Tschechoslowakei durch Streitkräfte von Warschauer Pakt-Staaten im August 1968. Schulz, heute Chefredakteur der Zeitschrift „Sinn und Form“, war lange Jahre Direktor des Leipziger Literaturinstituts, der höheren Ausbildungsstätte für den Schriftstellernachwuchs der DDR⁷¹). In dem erwähnten Buch kommt folgende Szene vor: Ein russisches, eher betagtes Intelligenzlerhepaar, von seinen DDR-Freunden willkommen geheißen, wird beim Nachmittagskaffee auf

⁶⁶) Ebd., S. 324 f.

⁶⁷) Die SED (Anm. 64), S. 501 ff.

⁶⁸) Günter Kunert. Pamphlet für K., in: Sinn und Form, Berlin (O), (1975) 5, S. 1093.

⁶⁹) Vgl. Werner Rossade. Literatur im Systemwandel, Bern-Frankfurt/M. 1982, S. 524 ff.

⁷⁰) Christa Wolf. Nachdenken über Christa T., Neuwied-Berlin 1977, S. 23 ff., 33 f., 106.

⁷¹) Vgl. W. Rossade (Anm. 69), S. 560 f.

einem historischen Leipziger Platz von einem angegründeten Einheimischen jubelnd beglückwünscht zu der hervorragenden Aktion seiner Landsleute gegen die miserablen Tschechen — einer Aktion, die begrüßenswert fortsetze, was einst die NS-Wehrmacht mit der Vereinnahmung des dann sogenannten Reichsprotektorats Böhmen und Mähren begonnen habe⁷²⁾.

Im Kontext des Buches von Schulz erschien dieser Vorfall als absurde Entgleisung eines unbelehrbaren Revanchisten. Dem Leser bleibt freilich unbenommen, diese Einkleidung zu ignorieren und die Darstellung ernst zu nehmen, d. h. jene Aktion unter dem Banner der „Breshnew-Doktrin“ in ihrer Beziehung zu Praktiken des deutschen Faschismus zu sehen.

V. Ein Fazit

In der offiziellen Eigenschaft ist das realsozialistische System eine humane Ordnung, in der alles für den Frieden und zum Wohle des Menschen geschieht. Tatsächlich drückt die Militarisierung von Gesellschaft und Politik und das einseitige ökonomistische Effizienzstreben der Machthaber die große Mehrheit der Menschen in den realsozialistischen Staaten auf das Niveau bloßer Instrumente für machtpolitische Zwecke herab. Letztlich lassen sich diese Zwecke nicht anders fassen denn als Machterhaltung und Machtausweitung für die herrschenden minoritären und gesellschaftlich marginalen Gruppen. Der Verlust der einstigen sozialrevolutionären und sozialistisch-zielkulturellen Antriebe und der ihnen gemäßen Praxisformen reduziert diese herrschenden Gruppen auf ein funktionales Requisite des gegebenen sozialen Systems, das sich nur noch mühevoll erhalten, aber aus sich heraus keinerlei langfristige Perspektiven mehr entwickeln kann⁷³⁾. Der Realsozialismus wird immer mehr zum Gegenteil dessen, wofür er sich ausgibt.

Daraus folgt eine sich vertiefende Kluft zwischen deklaratorischer Eigendarstellung und den tatsächlichen soziokulturellen Realitäten. Dieser innere Zwiespalt des Systems ist eines seiner wesentlichen stilprägenden Muster. Für die Betroffenen äußert es sich als eine „doppelte Entfremdung“: Veränderungsbedürftige Zustände gelten als Realisierung von sozialer Sicherheit, Freiheit und Menschlichkeit, die nur in Einzelheiten, aber nicht im Grundsätzlichen zu „vervollkommen“ seien. Drückende Zustände werden um so drückender, weil es staatlich untersagt ist, sie so zu nennen.

Der Kern realsozialistischer Verstellungen und Entstellungen geht jedoch darüber noch hinaus. Heute halten wohl nur noch ganz unbelehrbare Konservative und extreme Rechte den Sozialismus für etwas, was es eigentlich gar nicht geben dürfte, statt für ein Produkt bestimmter historischer Notwendigkeiten. Der Realsozialismus mit seinem Niedergang auf den eigenen Grundlagen und seiner Anbiederung an das erfolgreichere industriegesellschaftliche System westlicher Länder scheint jedoch zu belegen, daß Sozialismus eine Illusion ist. Vielleicht liegt darin sein eigentliches historisches Versagen und seine größte moralische Schuld.

⁷²⁾ Vgl. Max Walter Schulz, *Triptychon mit sieben Brücken*, Halle 1974, S. 374–378.

⁷³⁾ Gert-Joachim Glaeßner, *Wissenschaftlich-technische Revolution — Intelligenz — Politik in der DDR*, in: *Tradition und Fortschritt* (Anm. 13), S. 15.

Nachruf

Am 19. September 1987 ist unser Freund und Kollege Paul Lang im Alter von 60 Jahren viel zu früh und unerwartet verstorben. Paul Lang gehörte seit fast 30 Jahren der Redaktion dieser Zeitschrift an. Mit seiner warmherzigen Mitmenschlichkeit, seiner lebenswürdigen und bescheidenen Art und seiner hohen fachlichen Kompetenz hat er das Gesicht dieser Zeitschrift wesentlich geprägt.

Wir trauern um einen hochgeschätzten Kollegen und guten Freund.

Die ehemaligen und gegenwärtigen Redakteure

Enno Bartels

Holger Ehmke

Werner Maibaum

Horst Pöttsch

Gerd Renken

Karl-Heinz Resch

Rüdiger Thomas

Ludwig Watzal

Klaus W. Wippermann

Antonia Grunenberg: Entgrenzung und Selbstbeschränkung. Zur Literatur der DDR in den achtziger Jahren

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 40—41/87, S. 3—14

Literatur der achtziger Jahre zeichnet sich durch eine stark differierende Wirklichkeitssicht und durch ein Nebeneinander völlig unterschiedlicher Schreibstile und ästhetischer Programmatiken aus. Die Differenzierung des literarischen Tableaus ist Ergebnis eines Wandels, der in den sechziger Jahren begonnen und seither zu immer größeren Autonomiebestrebungen in der Literatur geführt hat. Diese tragen in den achtziger Jahren vor allem bei der Generation der jüngeren und jüngsten Schriftsteller ihre Früchte. In ihren Werken ist deutlich zu spüren, daß sich die jüngeren Literaten deutlich als Teil der Weltliteratur begreifen und nicht mehr nur als Teil einer Nationalliteratur. Der sozialistische Realismus der fünfziger und sechziger Jahre ist in den achtziger Jahren einer Pluralität der Stile gewichen.

Der Pluralität der Stile und Wirklichkeitssichten entspricht eine Vielzahl von Thematiken in der Literatur: Nach wie vor ist die Bewältigung des Nationalsozialismus ein vorrangiges Thema. Mehr als in den siebziger Jahren schiebt sich jedoch auch die Bewältigung der eigenen Vergangenheit, d. h. vor allem der fünfziger Jahre, in den Vordergrund. Spezifisch für die achtziger Jahre ist die Zunahme von zivilisations- und fortschrittskritischer Literatur. Natürlich wird nach wie vor über den großen und kleinen Alltag in der DDR berichtet, aber auch über Bürokratie und soziale Hierarchisierung. Auch in den achtziger Jahren ist die Literatur in der DDR ein „Ort ungezwungenen Denkens“ (Günter Kunert), an dem ausgesprochen werden kann, was öffentlich noch nicht sagbar ist.

Alexander von Bormann: Kulturelle Affinität oder Diskulturalität? Wechselwirkungen in der Literaturentwicklung beider deutscher Staaten

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 40—41/87, S. 15—26

Waren die fünfziger und sechziger Jahre im wesentlichen von Versuchen bestimmt, die „Diskulturalität“ der beiden deutschen Staaten zu erweisen, so neigt die gegenwärtige Diskussion dazu, kulturelle Konvergenzen zwischen der DDR und der Bundesrepublik Deutschland festzustellen. Das Blockdenken (Freiheit gegen Totalitarismus) hat einer differenzierten Sicht Platz gemacht. Die Entideologisierung, zunächst als Zuwendung zur Alltagskultur greifbar, stützt auch die künstlerischen Tendenzen zu einer *autonomen Kultur*. An einigen Theoremen und Konzepten wird untersucht, wie weit diese Tendenzen greifen und ob sie eine Vergleichbarkeit der literarischen Entwicklungen möglich machen.

Das Konzept *Körperlichkeit* geht auf die Frühaufklärung und auf die Periode des „Sturm-und-Drang“ zurück und zielt auf die literarische Thematisierung des Körpers als die Basis der Selbstverfügung. Als spezifische Differenz gegenüber dem „Lob der Nahsinne“ im Westen wird Aufmerksamkeit für die „historische Dimension“ in der DDR-Literatur behauptet. Der *Mythos*, als aktuelle Selbstkritik der Vernunft gefaßt, führt zu einer Rehabilitierung der ästhetischen Wahrnehmung und Erfahrung, was in der DDR mühsamer zu realisieren ist als im Westen. Die global erfahrene Bedrohtheit unserer Zukunft führt auf Entgrenzungen unter dem Stichwort einer *Postmoderne*. Die Poesie wird zum Nichtort einer Utopie, für die Bilder und Benennungen fehlen. Unter dem Stichwort *Dichtung als Widerspruch* wird auf die unterschiedlichen Distributionsbedingungen für Literatur (Zensur) verwiesen, die zugleich Grenzen für ein Konzept selbstbestimmter Menschlichkeit/Poesie/Kultur bedeuten.

Werner Rossade: Gesellschaft und Kultur in der DDR. Politik, Kulturtheorie und Kulturmuster im Realsozialismus

Aus Politik und Zeitgeschichte, B 40—41/87, S. 27—43

In der DDR zeigen sich in den achtziger Jahren in Gesellschaftspolitik und Kultur des „realen Sozialismus“ deutliche Aufweichungen marxistischer Prinzipien und Anpassungen an Standards und Normen der westlichen Industriegesellschaft. In Mode und Musik sind Adaptionen westlicher Massenkultur allenthalben sichtbar. Vor allem aber weist der Kulturbegriff in der DDR eine auffälligen Hang zum bürgerlichen Individualismus auf. Die großen gesellschaftlichen Aufgaben des Sozialismus werden als gelöst erklärt, das Individuum und seine Leistungsfähigkeit gesellschaftspolitisch wie kulturell in den Mittelpunkt gerückt. Unter Bezug auf bürgerliche Wertorientierungen und Kulturmuster werden insbesondere die hervorragende Rolle der wissenschaftlich-technischen Intelligenz und die leistungsstimulierende Wirkung sozialer Ungleichheit betont. Durch die Ausprägung derartiger Kulturmuster wird in der DDR versucht, von den großen gesellschaftlichen und politischen Problemen der realsozialistischen Gesellschaft abzulenken und die breite Bevölkerung zu entpolitisieren. Zugleich soll damit die Kritik der Literaten und Künstler am realen Sozialismus und seiner Ideologie abgefangen und entschärft werden.